

Bates College

SCARAB

Shanghai Jewish Oral History Collection

Muskie Archives and Special Collections Library

6-26-1995

Opitz, Rita oral history interview

Steve Hochstadt

Follow this and additional works at: https://scarab.bates.edu/shanghai_oh

RITA OPITZ

BERLIN

26. JUNI 1995

Interviewer: Steve Hochstadt

**Transkription: Karin Grimme
Steve Hochstadt**

© 2006 Rita Opitz und Steve Hochstadt

Rita Opitz: Also, wollen wir anfangen. Mein Vater stammt aus einem sehr strengen jüdischen Haushalt und ist mit sechs-, mit achtzehn Jahren von zu Hause weg, weil er selber das also mit seiner Lebenseinstellung nicht ganz so vereinbart hat. Er hat noch einen Bruder und eine Schwester, und beide sind, also die letzten Nachrichten hatten wir 1947 von ihnen, beide aus Amerika. Der Bruder ist schon 1936 nach Amerika gegangen, der war Kinderarzt, hat sich dort gut etabliert, erzähl ich dann nachher noch was. Die Schwester war ursprünglich in England, also die waren auf diesem Schiff ohne Hafen, die nach, eigentlich nach England gehen wollten, und ist später dann auch in Amerika gelandet und hat bei Paul Muni, bei diesem Schauspieler, haben die als Butlerehepaar gearbeitet. Das ist das, was ich also über die Familie noch weiß. Was aus den Kindern geworden ist, weiß ich nicht.

Der Bruder meines Vaters hat uns 1946 übers Rote Kreuz ausfindig gemacht, hat uns Einwanderungspapiere nach Amerika, also für Amerika bekommen, geschickt. Und mein Vater wollte da nicht mehr, und ist dann, wie gesagt, mit uns als Familie wieder nach Deutschland zurück, weil er sagte, "Da stamme ich her und da möchte ich auch wieder hin." Und das hat den Bruder derart verärgert, daß er gesagt hat, also mit Kommunisten oder so möchte er dann nichts mehr zu tun haben, hat auch nie wieder geschrieben. Und 19-, Mitte der 50er Jahre haben wir dann durch eine Bekannte, die nach Amerika gegangen ist, versucht wieder Kontakt zu ihm aufzunehmen. Und da, sie hat ihn auch ausfindig gemacht, hat Grüße bestellt und da hat er gesagt, ja, es freut ihn sehr, daß er weiß, daß es uns gut geht, aber zu tun haben möchte er nichts mit uns, nicht, zumal wir ja also, sagen wir mal, in der russischen Besatzungszone, oder wie auch immer, leben. Also mit Kommunisten möchte er nichts zu tun haben, und seitdem wissen wir überhaupt nichts mehr von ihm. Also das ist so das Schicksal dieser Familie Metis, die dann in alle Winde verstreut war.

Meine Großmutter ist in Theresienstadt umgekommen. Da hatten wir dann auch übers Rote Kreuz eine Karte bekommen, daß sie nach Theresienstadt also evakuiert wurde oder verschleppt wurde oder aus-, hingewandert ist, wie das auch immer. Und seitdem nie wieder was, nicht. So.

Das waren also meine Eltern. Meine Mutter stammt aus einer Arbeiterfamilie, ist Christin gewesen. Und ich bin 1932 geboren, bin dann freireligiös aufgewachsen, meine Eltern wollten mich nicht festlegen auf irgendeine Religion und sagten, wenn ich alt genug bin, kann ich mich dann selber entscheiden, was ich möchte. Ich bin dann '46 in Shanghai noch konfirmiert worden. Ich bin mit 6 Jahren in Shanghai getauft worden, weil meine Eltern der Meinung waren, also zum Judentum lieber nicht, weil ja die Juden so sehr verfolgt wurden, sie hätten mich also gerne, aber das war ein rein formeller Akt, sagen wir mal, damit ich überhaupt irgendwohin gehörte zur christlichen Gemeinde. '46 dann konfirmiert worden und damit war für mich das religiöse Leben sozusagen zu Ende, denn habe ich mich zwar mit Religion befaßt, aber nicht als, als gläubig in irgendeiner Art und Weise, ja.

Ich bin dann sehr frei aufgewachsen, weil mein Vater, der überhaupt nichts mit Religion im Sinn hatte in der Form, er sagte, also, "Gott gibt es nicht, jeder Mensch muß sich selber helfen und

dem anderen," aber er war nicht irgendwie gläubig, obwohl er aus einem sehr strengen, frommen Hause stammt, ja. Das ist erstmal so die grobe Geschichte. [lacht] Darf ich Ihnen inzwischen was?

Steve Hochstadt: Bitte. Haben Sie eine Ahnung, warum Ihr Vater so nichts von diesem religiösen Umfeld genommen hat?

Opitz: Soviel ich meinen Vater verstanden habe, wenn er darüber gesprochen hat, ist er, vielleicht weil das Elternhaus zu religiös war und zu streng, daß er wollte sich als junger Mensch eben frei machen, ja, und hat dann eigentlich nie zur Religion zurückgefunden, obwohl er sich immer eigentlich als, als Jude gefühlt hat. Also, ich weiß nicht, wie ich das beschreiben soll. Er war nicht, er hat nicht geglaubt, aber er gehörte, er fühlte sich den Juden immer sehr verbunden, ja, so dadurch, daß wir eben verfolgt waren und so, fühlte er sich eigentlich immer zu dieser, ja, wie sagt man, zu dieser Gemeinschaft hingezogen, ohne daß er, sagen wir mal, gläubig gewesen ist, nicht. Und das war, er ist 1927, glaube ich, ist er aus der Syna-, also aus der jüdischen Gemeinde, Synagogen-Gemeinde ausgetreten. Da habe ich gerade vor kurzem irgendwo hier in den Unterlagen seine Austrittserklärung gefunden, ja, da. Und er hat dann nie wieder dazu, wie sagt man, daß er in die, sagen wir mal, in die Synagoge gegangen wäre oder so, gar nicht.

Vielleicht auch weil meine Mutter Christin war, aber auch nicht gläubige, oder sagen wir mal Arierin, wie das damals bezeichnet wurde. Vielleicht hat er deswegen, vielleicht wenn er eine Jüdin kennengelernt hätte und die, wäre das vielleicht anders verlaufen, ja, aber so war er eben sehr freidenkend, Freidenker, wenn man so sagen will.

Hochstadt: Wurde er politisch denkend als junger Mann?

Opitz: Ja, ja, sehr sogar. Er gehörte als wir dann, also mein Vater ist in Lissa geboren, ist dann, hat dann in Berlin eine Lehre absolviert als kaufmännischer Angestellter und ist später von, von Berlin nach Rathenow gezogen, weil dort ein jüdisches Kaufhaus Conitzer aufgemacht wurde. Dort ist er dann als Abteilungsleiter hingegangen, wurde er dorthin mitgenommen. Und hat sich in Rathenow sehr engagiert in der, in der politischen Arbeit. Es war kein, also es waren keine parteipolitischen, also er war nicht parteipolitisch gebunden zu der Zeit, aber er hat sich eben als Kabarettist und Journalist sehr politisch betätigt, wollen wir mal so sagen. Es gibt hier Materialien über diese Gruppe, nennt sich Gruppe 1932, die dieses ganze kulturelle Leben in Rathenow, wo wir gewohnt haben, erfaßt, wenn Sie das mal interessiert, kann ich Ihnen das gerne mal geben.

Hochstadt: Rathenow war eine industrielle Stadt?

Opitz: Ja, Rathenow, das ist die Brillenstadt, die Stadt der Brillen im Land Brandenburg,

Rathenow an der Havel. Mit sehr vielen jüdischen Mitbewohnern. Es gibt auch eine, wo habe ich denn das gelassen?

Hochstadt: Hat Ihr Vater dieses geschrieben?

Opitz: Das hat mein Vater geschrieben, ja.

Hochstadt: Für die Gruppe oder als Beschreibung . . .

Opitz: Nein, als Beschreibung nachträglich, als Beschreibung nachträglich. Und dann gab es in Rathenow noch eine, es gibt über Rathenow eine, ich weiß nicht, wo ich das jetzt hab? Müßte ich nachher noch mal suchen. Über diese ganze jüdische Gemeinde, also wie die sich entwickelt hat in Rathenow und so, aber das wird Sie ja wahrscheinlich nicht so sehr interessieren, sondern mehr von den, von den Shanghaier Juden.

Ja, dann wurde, wir lebten dann in Rathenow, mein Vater war, wie gesagt, Angestellter bei dieser, in diesem jüdischen Kaufhaus, wurde in der Kristallnacht verhaftet, wieder freigelassen noch in der gleichen Nacht, und den nächsten Mittag dann aber doch wieder abgeholt, und dann nach, erst nach Potsdam und dann nach Sachsenhausen gebracht. Und meiner Mutter ist es eigentlich zu verdanken, daß wir dann nach Shanghai so schnell ausgewandert sind, denn wir sind. Meine Mutter hat dann die Auswanderungspapiere besorgt, da hat dann die Verwandtschaft zusammengelegt, damit wir die Schiffskarten und so bezahlen konnten. Ein Gestapo-Mann aus Potsdam, aus Rathenow hat meiner Mutter, also sagen wir mal, gesagt, welche Wege sie gehen soll zum deutschen Konsulat in Berlin und so. Er hat etlichen Juden geholfen, dadurch haben wir die Papiere so schnell bekommen. Und auf Grund dieser Papiere wurde dann mein Vater entlassen aus Sachsenhausen und wir mußten, innerhalb von 24 Stunden mußten wir dann Deutschland verlassen. Jeder mit 10 Mark und jeder ein Handkoffer in der Hand und damit sind wir dann weg und in Shanghai gelandet.

Hochstadt: Wissen Sie was für Papiere Ihre Mutter besorgt hat?

Opitz: Das waren die Pässe, wir hatten ja, also, Pässe. Und dann die, die Schiffspapiere, also Schiffspassagen. Und da, wie gesagt, hatten dann, die Großmutter hatte dann ein Teil Geld dazugegeben, denn wo sollten wir was herhaben? So, so reich waren wir nicht. Und da hat, wie gesagt, meine Großmutter dann sehr gut dazugelegt, daß wir. Unsere Wohnungsmöbel zum Beispiel, also unsere Wohnungseinrichtung, alles, was wir besaßen, blieb ja zum Teil stehen, nicht, wir hatten ja gar keine Zeit irgendwie irgendwas zu verkaufen. Oder ein Teil hat meine Mutter verkauft, verschleudert eigentlich, und damit sind wir dann raus. Wir standen dann vor dem Nichts und als wir zurückkamen aus Shanghai standen wir wieder vor dem Nichts, [lacht]

hatten wir dann wieder Nichts.

Mein Vater wollte unbedingt zurück, ja. Wir hatten dann Bekannte hier in Rathenow, die dann sagten, also die uns dann schrieben, "Kommt zurück und helft beim demokratischen Aufbau." Damals hatten wir ja noch Illusionen, daß es alles mal sehr viel besser werden würde, nicht, aber wir kamen in eine ziemlich deprimierende Situation dann, als wir wieder zurückkamen, nicht, in die russische Besatzungszone mußten wir ja wieder zurück. Wir mußten dahin wieder, wo wir herkamen. Na ja, und wie es '47 hier aussah, weiß ich nicht, ob Sie sich davon ein Begriff machen können oder das vielleicht noch selber erlebt haben. Das war ja schrecklich, also wir kamen vom Regen in die Traufe, nicht, sozusagen. Hatten nichts hier und als wir uns dann noch um Wohnung und so bemüht haben, da sagte man uns, "Na, warum seid Ihr denn nicht da geblieben, wo Ihr hergekommen seid? Schert Euch weg, was sollen wir hier mit Euch?"

Hochstadt: Wer hat so was gesagt?

Opitz: Die Bevölkerung, aus der Bevölkerung und bei den Ämtern, zum Beispiel beim Wohnungsamt, wo wir uns dann um Wohnung bemüht haben, denn wir hatten ja keine Bleibe. Wir haben zunächst nur bei Bekannten, unseren Bekannten gewohnt. Und dann beim Wohnungsamt, ja, "Also, wo sollen wir denn Wohnungen herkomm-, haben?" "Also, wären Sie doch mal lieber da geblieben, wo Sie hergekommen sind." "Ach, einer noch zuviel übriggeblieben von denjenigen und welchen," nicht. So was haben wir auch zu hören bekommen, ne. Und dann ist, bis meinem Vater der Kragen geplatzt ist, und dann ist er zur sowjetischen Kommandantur gegangen und hat gesagt, "Also, wir kommen nicht weiter. Wir sind hierhergekommen und wollen am Aufbau helfen," und alles wieder und so. Na ja, und dann klappte das, nicht, dann wurde ein bißchen Druck gemacht und dann bekamen wir eine Wohnung, und konnten dann wieder ein bißchen leben.

Und mein Vater hat dann mit einer ganz alten Arbeitskollegin, die er früher mal hatte, hat er dann so ein kleines Textilgeschäft aufgemacht. Aber da es noch alles auf Marken gab und die Leute ja auch nicht viel hatten, hat er dann, nach zwei Jahren hat er das dann wieder aufgegeben und ist dann nach, sind wir dann nach Potsdam gezogen. Und er wurde bei der Landesregierung, damals noch Landesregierung Brandenburg, in die Abteilung Preise, also wurde er dann Angestellter dort, nicht.

Ja, das war also so und dann hat er sich sehr viel kulturell betätigt, ja, hat ein Ensemble, ein Kulturensemble aufgebaut. Also das, was ihm eigentlich als Hobby am meisten lag, das hat er dann aus seiner früheren Tätigkeit auch, hat er dann wieder fortgesetzt. Darf ich Ihnen noch Kaffee eingießen?

Hochstadt: Bitte.

Opitz: Ja, weniger begeistert davon, von dieser ganzen Entwicklung war meine Mutter, die sich eigentlich hier in Deutschland nie wieder zurechtgefunden hat, die sich mit den Verhältnissen nicht, überhaupt nicht klar kam, die sich immer verfolgt fühlte und daran eigentlich auch zugrunde gegangen ist. 1972 hat sie sich dann das Leben genommen, weil sie, sie kam einfach nicht klar mit diesem ganzen Verhältnissen und so, nicht. Leider Gottes, muß ich sagen, nicht. Hat ein böses Ende mit ihr genommen, drehte dann durch und . . .

Hochstadt: Ich würde das gern besser verstehen, daß, so von Außen scheint das widersprüchlich, daß der Mann, der Jude war, fühlte sich besser und nicht so verfolgt als, als die Frau, die nicht Jüdin war.

Opitz: Ich glaube, es hatte nichts mit der Religion zu tun. Also, oder, ja, mit der, meine Mutter fühlte sich verfolgt, weil wir sehr vielen Anfeindungen auch immer ausgesetzt waren von der Bevöl-, damals hier von der Bevölkerung, oder von einigen, muß ich sagen. Wie gesagt, das wir zu hören bekamen, "Warum seid Ihr überhaupt nach Deutschland zurückgekommen?" "Ach, Ihr seid leid-, Ihr seid leider Gottes welche, die zuviel übrig geblieben sind, Euch hätte man auch in die Gaskammern mit stecken müssen." Und all solche Dinge, die dann in ihr schwelten, mit denen sie einfach nicht fertig wurde, ja.

Als ich dann hier wieder zur Schule ging, habe ich solche Sachen auch gehört und habe versucht, mich da zur Wehr zu setzen und auch. Es gab sehr viele Probleme, muß ich sagen, bis ich dann, 1951 dann von der Schule wegging und dann angefangen habe zu lernen, also Beruf auszuüben. Und dort einen, muß ich so sagen, einen alten Kommunisten hatte, der auch aus dem KZ kam, und der das dann zu mir, der mich dann eigentlich von dieser, von diesem Haß auf die Deutschen, so muß ich es mal bezeichnen, den auch meine Mutter hatte, eigentlich so davon wieder weggebracht hat, ja. Und es gab zu Hause auch bei uns viele Auseinandersetzungen darüber, weil, sagen wir mal, als junger Mensch wird man vielleicht leichter fertig mit dieser Problematik, und dann, man. Ich habe mich dann viel in der Freien Deutschen Jugend betätigt, habe versucht die Mitschüler aufzuklären oder meine Arbeitskollegen, na, wie soll ich sagen.

Es wurde ja dann auch immer besser und man, man sah, daß es vorwärts ging hier in, in, gerade hier bei uns dann nachher, nicht. Und da, na ja, ein bißchen Aufklärungsarbeit zu leisten sozusagen, sowohl über die Vergangenheit, als auch auf die Zukunft orientiert. Und das war etwas, was ich von meinem Vater dann gelernt habe, ja, der sich dann auch sehr engagiert hat und versucht hat eben im demokratischen Sinne hier mitzuhelfen, wieder was Ordentliches auf die Beine zu stellen und ein bißchen in den Köpfen der Menschen eine andere Ideologie reinzubringen, nicht. Das war sehr schwer.

Und, wie gesagt, meine Mutter hat das nie verstanden, daß, daß wir uns beide da so ein bißchen politisch engagieren, nicht, und. Also, wie gesagt, sie ist an diesem, an diesem ganzen Kummer und an diesen Mißverständnissen, die es so gab, ist sie eigentlich zugrunde gegangen,

seelisch zugrunde gegangen.

Mein Vater hat sich eigentlich relativ schnell hier eingelebt, weil er kam dann in einen Kreis von Menschen herein, die die gleiche Gesinnung hatten wie er, daß sie etwas Positives wieder hier in Deutschland schaffen wollten und versuchten die Vergangenheit zu bewältigen und so, ja. Also etwas, ein neues und demokratisches und friedliches Deutschland aufzubauen, nicht, das ist. Er würde sich wahrscheinlich im Grabe umdrehen, wenn er das 1989 miterlebt hätte. [lacht] So hatte er sich die Wende auch nicht, oder hätte er sich wahrscheinlich die Wende auch nicht vorgestellt, wie viele alte Kommunisten, die das eigentlich in dem Sinne auch nicht wollten, nicht.

Hochstadt: War diese Ablehnung, die Sie gefühlt haben am Anfang, hing das zusammen mit der Tatsache, daß Ihre Familie halbjüdisch war . . .

Opitz: Ja.

Hochstadt: . . . oder mit der Emigration?

Opitz: Beides. Beides. Wie gesagt, da '47 in den Köpfen noch sehr viel faschistischer Geist steckte, und wir von den, muß ich so sagen, von den Shanghaiern, es waren ja nicht viele, die nach Deutschland zurückgegangen sind zu der damaligen Zeit, auch beschimpft worden, daß wir nach Deutschland zurückgehen in dieses faschistische Deutschland, stach das natürlich drin dieses. Na ja, wir sahen, in jedem Deutschen sahen wir einen Faschisten, daß das nicht immer so war, das mußten wir mit der Zeit auch erst lernen, nicht. Aber, wie gesagt, für uns war eben ein Deutscher ein Faschist und wenn man uns entgegenhielt, "Na, Ihr seid ja auch Deutsche," dann haben wir gesagt, "Ja, aber anders als Ihr," ja. So, und das hat auch viel da mit dazu beigetragen, daß man sich da irgendwie doch anders fühlte als andere. Uns ging es jedenfalls so, ich weiß nicht, wie es.

Hochstadt: Meinen Sie, daß es auch mit Rathenow zu tun hatte, daß die Bevölkerung da vielleicht nicht so aufgeklärt waren als in Berlin?

Opitz: Das kann sein, das kann ich aber nicht so sehr beurteilen, denn wir sind ja 1949 dann aus Rathenow weggezogen nach Potsdam, und da kamen wir wieder in eine ganz andere Umgebung hinein, ja. Und man war dann nicht mehr so auf diese, na, wie soll ich denn sagen, auf diese ja kleinbürgerliche Gruppe ausgerichtet, wie das vielleicht in Potsdam dann war. Obwohl ja Potsdam auch sehr preußisch war, aber da herrschte dann doch schon ein bisschen anderer Geist.

Und, wie gesagt, im Laufe der Jahre änderte sich ja auch die Einstellung der Bevölkerung, und die Menschen wurden ein bißchen aufgeklärter und so, so daß sich das dann nachher so verloren hat, also nicht verloren hat, aber, dazu ist es ja viel zu sehr wieder auf-, erwacht in letzter

Zeit. Aber sagen wir mal, daß es geschlummert hat in den Menschen, wollen wir es mal lieber so ausdrücken, ja, denn leider Gottes ist es ja so, daß die Vergangenheit ja nicht hundertprozentig bewältigt wurde, nicht. Auch in der Beziehung haben wir wahrscheinlich viel zu wenig getan in der Vergangenheit um die Menschen aufzuklären. Das hat viel zu sehr an, immer irgendwo im Untergrund geschmort, daß man über seine persönliche Erlebnisse oder seine Einstellung oder wie auch immer selbst unter den Verfolgten viel zu wenig darüber geredet hat und viel zu wenig nach Außen gegangen ist um die Menschen so aufzuklären, ja. Ja.

Hochstadt: Es wurde mir gesagt von einigen Shanghaiern, die wieder nach Ostdeutschland gekommen sind, daß die Jahre 1950-52 ziemlich schwierig waren, weil, in Verbindung mit anderen Prozessen, sollen wir sagen, Slansky-Prozess . . .

Opitz: Um.

Hochstadt: . . . und anderen Verfolgungen unter den Kommunisten in Osteuropa, daß auch hier Shanghaiern oder Westemigranten . . .

Opitz: Ja.

Hochstadt: . . . angegriffen worden sind.

Opitz: Ja, ja, das stimmt. Viele haben dadurch, also gerade durch die Westemigration und so und dazu zählten ja eigentlich auch die Shanghaiern, obwohl man das ja nicht als westliche Emigration in dem Sinne bezeichnen konnte. Viele haben keine ordentliche Arbeit bekommen oder so, oder keine, na, sagen wir, Positionen, die vielleicht ihrem Geist und ihrer, ihren Tätigkeiten entsprochen hätte, ja, wenn man immer gesagt, nee, also. Zum Beispiel im Staatsapparat eine Zeitlang durfte ja kein, jemand, der im westlichen Ausland in der Emigration gewesen ist, die durften ja zum Beispiel nicht im Staatsapparat irgendeine Funktion erfüllen oder so, ja.

Hochstadt: Hat das eine Auswirkung auf dem Laufbahn Ihres Vaters in diesen Jahren?

Opitz: Nein, bei meinem Vater kann ich das eigentlich nicht sagen. Er hat das dann nachher, ich muß sagen, er war immer ein, ein sehr oppositioneller Geist. Und er hat sich da durchgekämpft. Er hat also echt, darf ich Ihnen noch ein Stück Kuchen geben?

Hochstadt: Ja, danke.

Opitz: Er hat sich da sehr, auch viele Feinde gemacht mit seiner Einstellung, daß er gesagt hat,

“Ich verstehe überhaupt nicht. Es können doch nicht bloß diejenigen hier in unserem Staat was gelten, die also, weiß ich, Spanienkämpfer waren oder die in der Sowjetunion waren und die im Komitee Freies Deutschland. Wir anderen haben ja auch gelitten.” Und dann wurde immer wieder, “Ja, das waren ja Kämpfer und Ihr seid ja, vor der Verantwortung habt Ihr euch ja gedrückt und seid einfach ins Ausland emigriert. Ja, also Ihr habt Euch nicht zu Widerstandskämpfern gemacht, nicht.” Und da gab es, wie gesagt, sehr, sehr viele Auseinandersetzungen.

Und vielleicht wenn ich das mal so vorweg nehmen darf oder mal so zwischenschieben, als mein Vater starb, hatte er in seinem Testament als letzten Willen sozusagen, er möchte gerne auf dem Ehrenfriedhof in Potsdam beigesetzt werden, also dort, wo eben viele Widerstandskämpfer und so. Das gab es zu DDR-Zeiten hier bei uns. Und als ich dann mit der SED, also mit der Bezirksleitung der Partei darüber gesprochen habe, und weil ich ja die Genehmigung brauchte oder beziehungsweise die sich da auch kümmern sollten, dann wurde mir plötzlich gesagt, “Ja, also dort kann er nicht hin. Er entspricht nicht der Nomenklatur.” Das hieß also, er ist nicht würdig dort auf diesen Ehrenhain zu kommen, wie gesagt, weil sie führten dann viele Dinge an. Und da habe ich mich derart mit denen angelegt, und da habe ich gesagt, “Na gut, es ist zwar der letzte Wille meines Vaters, daß er dorthin kommen wollte, aber wenn Ihr mir da so viel Theater macht, dann laß ich ihn im Grab meiner Mutter beisetzen.” “Na gut, denn mach das.” Na ja, habe ich gedacht, ist in Ordnung. “Ja, aber wir gestalten die, die Trauerfeier aus.” Da habe ich gesagt, “Nichts ist.” Ich sage, “Wenn Ihr nicht dafür sorgt, und der Meinung seid, er ist nicht würdig auf den Ehrenfriedhof zu kommen,” sage ich, “dann braucht Ihr auch keine Trauerfeier für ihn zu machen. Dann mache ich das alles selber. Ich möchte auch keine Redner von Euch haben.” Ich sage, “Den besorge ich mir dann alleine,” ja. Und das hat sie mir sehr, sehr übel genommen. Ich habe gesagt, “Ihr nehmt mir das genauso übel, wie ich Euch das übel nehme,” ja. Und dann ist er ja im Grab meiner Mutter mit beigesetzt worden und damit hatte sich das für mich total erledigt, ja.

Ich habe zwar hinterher ein bißchen Ärger bekommen mit verschiedensten Leuten und Stellen, die das überhaupt nicht begriffen haben, daß ich, wie gesagt, mich da nicht durchgesetzt habe, aber ich habe gesagt, “Ich habe keine Lust mich da zu engagieren und mich da rumzustreiten bloß um meinen Vater irgendwo unterzubringen.” Ich sage, “Meine Mutter und mein Vater haben die Emigrationszeit durchgemacht und haben ihr Leben lang, bis sie eben durch den Tod getrennt wurden, zusammen gehalten,” ich sage, “und dann können sie auch im Tode zusammen an einer, in einer Grabstelle sein,” ja. Also das war so, na ja, also man fand ihn nicht ganz für würdig dort begraben zu werden auf dem Ehrenfriedhof, nicht. Mir war das, muß ich ganz ehrlich sagen, egal und heute wäre es sowieso, ist sowieso vieles anders. Na ja.

Hochstadt: Haben Sie selbst Erinnerungen aus der Zeit vor, vor der Reise nach Shanghai?

Opitz: Eigentlich wenig, ich war ja erst 6, knappe 6 Jahre alt als wir rausgingen. Wenig eigentlich. Ich habe Erinnerung zum Beispiel als mein Vater nicht in der Kristallnacht, aber am

nächsten Tag dann abgeholt wurde von zu Hause. Conitzer war ja zu, also dieses Kaufhaus, wo er gearbeitet hat, das hatten sie ja in der Nacht zertrümmert. Warum man ihn freigelassen hat, weiß ich nicht. Und unsere Bekannten aus der, also sagen wir mal, die jüdische Gemeinde dort, nein, muß ich anders sagen. In diesem Kreis von Bekannten, mit denen meine Eltern verkehrt haben, gab es sehr viele Juden. Das war ein intellektueller Kreis eigentlich. Und da waren auch einige verhaftet worden, warum mein Vater entlassen wurde, konnte hinterher niemand nachvollziehen. Und die haben dann gesagt, "Raus, weg von, fliegt heute Nacht, fährt heute Nacht noch irgendwohin, versteckt Euch." Und da hat mein Vater gesagt, "Na, Ihr seht doch, man hat mich freigelassen." Er hat das also gar nicht so sehr ernst, er kannte den Ernst der Sache nicht, wollen wir mal so sagen. Und ist geblieben und den nächsten Mittag standen sie vor der Tür und haben ihn abgeholt.

Und also diese beiden Männer, die gekommen sind um ihn zu holen, also die sehe ich heute noch so vor mir stehen, ja, in SA-Uniform und, obwohl sie sehr nett zu mir waren, "Na, ist Dein Vati zu Hause?" "Ja, Vati ist zu Hause." "Na, dann soll er mal herkommen und hier hast Du ein Groschen und geh Dir mal inzwischen Bonbons kaufen," nicht. Mutter war nicht da. Und als ich wiederkam, war er eben weg, nicht, da hatten sie ihn dann mitgenommen und dann kam meine Mutter und die, na ja, in heller Aufregung. Die wußte ja nun, was passiert war, nicht. Ich habe das als Kind eigentlich gar nicht so sehr, sondern nur der Fakt also diese beiden Gestalten vor mir, "Ist der Vater da? Hier hast Du 5 Pfennig, geh Dir Bonbons kaufen." Aber das werde ich nie vergessen, ja. Und dann war er eben weg.

Und als er dann entlassen wurde aus Sachsenhausen und dann nach Rathenow kam, da habe ich ihn nicht wiedererkannt. Da hatten sie ihn kahl geschoren und er sah ziemlich mitgenommen aus. Was im einzelnen in Sachsenhausen mit ihm passiert ist, darüber hat er nie gesprochen. Also, nie. Das einzige, was er erzählt hat, war, daß er als dann die Auswanderungspapiere vorlagen, also die Schiffspassage und die Pässe, dann mußte er von Mittag an bis er dann abends entlassen wurde, mußte er und das war ja November, Dezember, mußte er dann auf diesem großen Hof stehen, durfte sich nicht wegrühren und gar nichts. Er wußte überhaupt eigentlich gar nicht, was mit ihm geschah, ja. Und er konnte sich auch nicht vorstellen, wie meine Mutter das geschafft hatte, die Papiere zu besorgen, ja. Also das war ihm ein totales Rätsel. Na ja, dann wurde er, wie gesagt, entlassen, kriegte seine Papiere in die Hand gedrückt und mit der Maßgabe, "Also innerhalb von 24 Stunden mußt Du raus sein aus Deutschland, nicht, mit Familie."

Hochstadt: Das war immer noch im Dezember?

Opitz: Das war Dezember '38. Wir sind am 10. Dezember, 9. und 10. Dezember sind wir raus aus Deutschland und sind genau in der Silvesternacht in Shanghai angekommen.

Und dann, ich kann mich an die Überfahrt erinnern, so in groben Zügen, weil ich meinem

Vater nie von der Seite gewichen bin, meine Mutter, die war sterbenskrank auf der Überfahrt, die war seekrank [lacht] und wahrscheinlich auch nervlich total fertig. Ich hielt mich also immer an Vaters Seite auf und wenn der mal 5 Minuten irgendwo verschwunden war, dann schrie ich das ganze Schiff zusammen, "Vati ist wieder weg," und so, ja.

Das sind so meine Erinnerungen an Shang-, also an die Ankunft und daß wir in einem großen Embankment, also Embankment Appartement, wurden wir dann in einem großen Saal untergebracht, wo dann solche Feldbetten standen und haben dann dort genächtigt. Nächsten Tag oder übernächsten Tag sind dann meine Eltern losgezogen, haben mich irgendwelchen Leuten da überlassen und sind losgezogen um irgendwo eine Unterkunft zu bekommen, weil wir ja nicht in diesem, na, in diesem Auffanglager, möchte ich es mal so bezeichnen, bleiben wollten und konnten, nicht. Und dann haben sie auch, haben sie ein Zimmer gefunden mit so einer kleinen Kochnische. Und da in der MacGregor Road in Shanghai, da haben wir gewohnt bis dann nachher das Ghetto kam, wo wir dann raus, weil das, dieses Haus, wo wir wohnten, lag außerhalb des Ghettos.

Und dann mußten wir also in die Thyssen Road ziehen. Und da hatten wir dann ein Zimmerchen, na, vielleicht so groß wie das hintere Zimmer, was sie vorhin dort gesehen haben, viel größer war das nicht. Da haben wir dann bis 1947, also bis wir zurück nach Deutschland gingen dann gelebt, nicht, zu dritt. Ganz primitiv hatten wir so eine, ja, eine Doppelbettcouch kann man dazu eigentlich nicht sagen, bißchen breiter als, oder vielleicht so Art französisches Bett und ich hatte ein Feldbett, was tagsüber zusammengeklappt wurde, weil sonst gar kein Platz war, ein kleinen Tisch. Und dann hatten wir, wo meine Eltern das herhatten, weiß ich nicht, das haben wir, das hatten wir dann noch in unserer Wohnung [lacht] als wir noch in Potsdam wohnten, so eine alte Bauerntruhe, na, das waren unsere Sitzgelegenheiten. Und dann die drei Koffer, die wir mithatten, die wurden dann übereinander gestapelt und da hat dann Mutter irgendeine Decke drübergebreitet und, damit wir irgendwo eine Ablage hatten. Und dann hatten wir einen kleinen Schrank, wo wir unsere drei Sachen, die wir besaßen, dann abends reingehängt haben und das war es, ja, mehr nicht. Gekocht haben wir auf so einem Chinesenkocher, so ein Wedelchen auf dem Flur. Toilette war eine halbe Treppe tiefer für das ganze Haus so, für alle Mitbewohner. Wenn wir mal baden wollten sind wir Heizwasser kaufen gegangen. [lacht] Und so haben wir gelebt.

Hochstadt: Können Sie sich an die, an irgendwelche Vorbereitungen für die Reise erinnern? Was eingepackt worden ist, was nicht?

Opitz: Nach Shanghai?

Hochstadt: Ja.

Opitz: Nein. Was wir, wie gesagt, mitnehmen konnten, das war, na, ein Handkoffer. Was geht in

einen Handkoffer rein? Wäsche, ein bißchen Sachen zum Anziehen und, ja, mehr hatten wir ja nicht. Mehr war wirklich nicht. Ich habe dann, ich hatte so eine große Käthe-Kruse-Puppe, die haben mir meine Eltern auf den Arm gegeben und die hatten so ein Stoffkörper. Und da hatten wir, hatte meine Mutter, ohne daß ich das natürlich wußte, etwas Schmuck von meiner Großmutter väterlicherseits, da war zum Beispiel so ein Goldknoten wie man so als Anstecknadel hatte, den haben meine Eltern dann in Shanghai versetzt, damit sie überhaupt erstmal zu Geld kamen, ja. Ansonsten, und einen Schulranzen hatte ich, wie man so früher hatte, das war alles. Da hatte ich ein paar Bücher, nein, noch nicht mal Bücher, da war so eine Schiefertafel drin. Als wir, als ich zur Schule kam, hatten wir so eine Schiefertafel und so einen Griffel und da haben wir Schreiben drauf gelernt. Und das hatte ich so auf den Rücken, weil ich ja da zur Schule gehen mußte, nicht. Das war alles, mehr hatten wir nicht, mehr besaßen wir nicht.

Hochstadt: Haben Ihre Eltern irgendwann über diesen Schmuggel etwas gesagt, daß sie gefürchtet haben, aufgedeckt zu werden oder?

Opitz: Das natürlich, ja, aber, wie gesagt, dadurch daß ich die Puppe so auf dem Arm hatte und, na ja, die armen Auswanderer, und wir wurden also von Vielen dann so als, na ja, arme Flüchtlinge, da hat man auf diese Puppe überhaupt nicht geachtet und ich wußte es nicht. Und wie gesagt, da war dieser Goldknoten drin, ja, das war das einzige, was wir besaßen. Meine Eltern haben dann, in Shanghai war das eben sehr, weil wir kein Geld hatten und so, haben dann ihre Eheringe verkauft und versetzt, was weiß ich. Davon haben wir dann erstmal gelebt, nicht. Und dann hat mein Vater, wie er dazu gekommen ist, kann ich jetzt nicht sagen, das weiß ich nicht, dann bei einer Zeitung gearbeitet, hat dann so Artikel geschrieben und Glossen geschrieben, aber diese Materialien, also vom Kulturellen her, das hat die Frau Löber. Das hatte ich ihr, sie hatte sich damals sehr dafür interessiert, diese ganzen Materialien, die ich hatte, habe ich der Frau Löber zur Verfügung gestellt. Er hat also sehr viel Kabarett gemacht, also geschrieben für's Kabarett. Es hatte sich dann unter den Shanghaiern, unter den Emigranten so eine Theatergruppe zusammengefunden im Laufe der Zeit, für die hat er dann Theaterstücke geschrieben, Kabarett ein bisschen gemacht, sich damit das Geld verdient und dann, wie gesagt, für eine deutsche Zeitung, ja.

Hochstadt: Wissen Sie, welche Zeitung?

Opitz: Die Jewish Chronicle.

Hochstadt: Aha.

Opitz: Das war die Jewish Chronicle. Aber da habe ich keine Materialien darüber, also ich habe, da habe ich nichts. Ich habe vor Kurzem, vor ein paar Tagen von Herrn Beutler erfahren, Herrn

Beutler kennen Sie ja auch, Martin, daß in der Akademie der Künste irgendeine Bibliothek existiert. Das wußte ich auch nicht, da werde ich mich mal in nächster Zeit auf die Socken machen, um mal zu gucken, ob ich da irgend etwas finde. Also ich habe da nie Nachforschungen angestellt und, weiß ich also nicht.

Hochstadt: In der Akademie der Künste, ich habe diese Sachen auch gesehen.

Opitz: Ach, Sie haben die gesehen.

Hochstadt: Das ist von dem Nachlaß Dreifuß.

Opitz: Ach, das ist aus dem Nachlaß.

Hochstadt: Das ist sein Nachlaß.

Opitz: Ja, ja.

Hochstadt: Und da gibt es Zeitungsausschnitte von Sachen, die er geschrieben hat, und auch ein ganzer Stapel von Zeitungen.

Opitz: Ja, ja.

Hochstadt: Die meisten sind vom, von der Nachkriegszeit. Aber die, und es gibt, ich glaube, keine Ausgabe von Shanghai Jewish Chronicle, aber es gibt die tägliche Shanghai Herald und China Daily Tribune von '46. Sie können zum Beispiel für jeden Tag in '46 eine Zeitung sehen.

Opitz: Ah ja.

Hochstadt: Und da wurde zum Beispiel, da habe ich zum Beispiel den Namen Ihres Vaters gesehen in zwei Hinsichten. In Berichten über die Zentralauschuß der Betreuten . . .

Opitz: Ja, das habe ich auch hier.

Hochstadt: . . . wo er gearbeitet hat, und in Werbungen für . . .

Opitz: Theater.

Hochstadt: . . . für Theaterstücke.

Opitz: Theater, ja.

Hochstadt: Und da steht er.

Opitz: Ja. Dieses, na, wo finde ich das?

Hochstadt: Vom, von der Vorkriegszeit oder Kriegszeit gibt es ziemlich wenig bei Dreifuß.

Opitz: Wo habe ich das jetzt gelassen? Moment. Ich habe das heute früh in der Hand gehabt. Hier. Das ist von 1947, aber.

Hochstadt: Das ist ein Brief von Carl Calm.

Opitz: Carl Calm.

Hochstadt: Ich habe auch mit Frau Calm . . .

Opitz: Frau Calm, mit der Tochter, mit der Helga Calm, ja?

Hochstadt: . . . genau, gesprochen.

Opitz: Ja, die Helga Calm ist ja die Stiefmutter von Martin Beutler, ja.¹

Hochstadt: Ja, genau, von Beutler. Ja, so das ist Zentralauschuß aller Betreuten, 28. Februar '47. Meinen Sie, daß ich von diesem Brief eine Kopie machen könnte?

Opitz: Das können Sie, ja.

Hochstadt: Weil so was interessiert mich. Ich würde gerne gucken hier, was Sie haben.

Opitz: Ja, ja.

Hochstadt: Ja, und so ist er erwähnt in der Zeitung . . .

¹ Siehe die Interviews mit Helga Beutler, Shanghai Jewish Community Oral History Project, Leuna, 3. März 1995, und mit Martin Beutler, Shanghai Jewish Community Oral History Project, Berlin, 29. Juni 1995.

Opitz: Ja, ja.

Hochstadt: . . . in diesen Hinsichten.

Opitz: Ja.

Hochstadt: Und dieser Ausschuß interessiert mich, was sie gemacht haben. Vielleicht hat er oder vielleicht haben Sie was zu dieser Zeit gesehen oder die Leute gesehen, mit denen er gearbeitet hat, oder was zu Hause gehört von seiner Arbeit?

Opitz: Er hat, ja, muß ich so sagen, sie haben, es gab eine Gruppe, da gehörte der Herr Calm zu, ich weiß die Namen der anderen, weiß ich nicht. Sie haben damals, das muß '46 oder so gewesen sein, '46, an Stalin einen Brief geschrieben und haben um die Genehmigung gebeten, daß diejenigen Emigranten, die also zurück möchten. Ich weiß nicht, wie es dazu gekommen ist, das entzieht sich meiner Kenntnis, da habe ich keine Erinnerung dran. Daß sie die Genehmigung bekommen nach Deutschland zurückzugehen. Ob auch an die anderen Alliierten geschrieben wurde, das weiß ich auch nicht, also an diese UNRRA-Gruppe oder ob das über die UNRRA dann nachher lief. Ich weiß nur, daß ein Brief an Stalin geschrieben wurde mit der Bitte, also diejenigen, die gern zurück möchten, wieder hier in die sowjetischen Besatzungszone hineinzulassen. Das wurde dann, wie gesagt, positiv irgendwie auf irgendwelchen Wegen, wie, weiß ich auch nicht, befürwortet. Und dann wurde dieses Schiff zur Verfügung gestellt, so daß dann, wir waren ja, ich glaube, 800 . . .

ENDE DER SEITE A, KASSETTE 1

ANFANG DER SEITE B, KASSETTE 1

Opitz: . . . ganzen Zusammenhänge und später habe ich das leider verabsäumt, muß ich sagen. Ich bin dann 1950, 1951 bin ich ja dann ausgezogen zu Hause und habe dann, als wir dann geheiratet haben, sind wir ja viel im Ausland gewesen. Mein Mann war im auswärtigen Dienst beschäftigt, also im Ausland beschäftigt, so daß wir dann eigentlich 20 Jahre gar nicht hier gelebt haben, [lacht] sondern immer von einem Land ins andere gegangen sind, ja. Wir waren zweimal vier Jahre in Finnland, vier Jahre Italien und vier Jahre Griechenland, vier Jahre Norwegen und sind 1987, also seit '87 sind dann wir dann wieder endgültig zu Hause gewesen. So daß ich, sagen wir mal, so ein bißchen von dem, was sich hier so abgespielt hat, wenig mitbekommen habe, höchstens mal im Urlaub. Na ja, und wenn man in Urlaub kommt, interessiert man sich nicht so

sehr für die Verhältnisse im Lande, nicht. Und man hat zwar diese oder jene Veränderung mitbekommen, aber konnte sich Manches nicht erklären, wie es dazu kam.

Hochstadt: Haben Sie Herrn Calm kennengelernt?

Opitz: Ja, ja.

Hochstadt: Können Sie ihn beschreiben oder irgend etwas über ihn sagen?

Opitz: Nein, nein, kann ich leider nicht, nein. Auch über die Anderen, ich habe mal irgendwo ein Bild davon gehabt, also von dieser Gruppe, die zusammen, also die damals zusammen gearbeitet haben, aber ich erkenne niemanden mehr darauf. Also da wüßte ich überhaupt nicht mehr, kann ich nicht sagen.

Hochstadt: Hat diese Gruppe . . .

Opitz: Also Herr Calm, der Name Calm ist mir eigentlich im Zusammenhang mit Martin eigentlich mehr in Erinnerung, ja, weil ich wußte, wir sind ja gemeinsam auf dem Schiff zurückgekommen, und ich wußte, daß der Herr, der alte Herr Beutler sich dann mit der Helga zusammengetan hat und so. Und mein Vater hatte dann zwar noch Verbindung mit Karl Calm und auch mit der Frau, aber, wie gesagt, ich kann da nichts mehr zu sagen.

Hochstadt: Hat diese Gruppe oder wo hat sich diese Gruppe zusammen getroffen, bei Ihnen vielleicht oder?

Opitz: Nein, also bei uns ganz bestimmt nicht, denn dazu war unsere Wohnung, unser Zimmerchen viel zu klein, so viel konnten wir, [lacht] also wir konnten gar keine Leute unterbringen. Es muß, ja, wo, weiß ich auch nicht, kann ich Ihnen nicht sagen. Es gab, nein, wüßte ich nicht zu sagen. Das weiß ich nicht, muß ich ehrlich sagen. Jetzt wo Sie mich fragen, wüßte ich das gar nicht zu sagen. Nein, vielleicht gab es in diesem Büro, wo die gearbeitet haben. Es gab, es gab ja einen, irgendwo ein Büro, von wo aus dann nachher diese ganzen Repatriierungssachen bearbeitet wurden. Kann sein, daß sie dort alle zusammen gearbeitet haben, aber das weiß ich nicht. Ich wüßte auch gar nicht, wo das Büro war, muß ich auch sagen.

Hochstadt: Es gab auch in dieser Gruppe einen Mann namens Rosenthal, der sehr krank war und mit Tuberkulose, der die meiste Zeit im Spital lag. Wissen Sie auch irgendwas davon?

Opitz: Nein, nein.

Hochstadt: Nichts.

Opitz: Also in der Beziehung bin ich ein schlechter Informant, muß ich. [lacht] Nein, kann ich nicht sagen.

Hochstadt: Dann würde ich auch gern fragen über die schauspielerische Tätigkeit . . .

Opitz: Ja.

Hochstadt: . . . Ihres Vaters. Was, was, von was ich gelesen haben, hat er politische Satiren geschrieben . . .

Opitz: Ja, ja.

Hochstadt: . . . er war politisch engagiert. Was können Sie, können Sie vielleicht ein bißchen dazu sagen, was für Sachen er gemacht hat?

Opitz: Er hat politisches Kabarett gemacht, gerichtet natürlich auf also aktuell politische Sachen, gegen die Nazis. Dann hat er sich beschäftigt mit der Situation der Shanghaier, also über die Mißstände, wie werden wir von den Japanern behandelt, wie ist, ja die, wie spielt sich das tägliche Leben der Menschen ab sowohl in diesen Camps, es gab ja etliche Camps in Shanghai. Ja, ihre Versuche sich selbständig zu machen, wie versucht man sein Geld zu verdienen, das waren so die Themen. Oder dann gab es später, als dann die UNRRA war oder die jüdischen Hilfsorganisationen, wie versuchen sie, also den Leuten zu helfen, mit welchen Mitteln. Warum ist es nicht genug, was sie tun? Also all dieses. Oder eben das politische Weltgeschehen, nicht, also das er sehr aufmerksam verfolgt hat und. Oder zum Beispiel dann auch Kriegsgeschehen überhaupt, ja.

Und seine Theaterstücke, ja, die befaßten sich eigentlich mit dem Leben der Shanghaier, also was er dort geschrieben hat, nicht. Da gibt es eins, da hatte mich Frau Löber schon nach gefragt, ich habe es leider in seinen Unterlagen nicht gefunden, dieses "Kamerad Frau", was sehr, dafür interessierte sie sich, da habe ich leider nichts. Dann ist eins, "Die Insel der Freundschaft", das ist ein bißchen abstrakt, na, abstrakt will ich nicht sagen, aber so ein bißchen außerhalb der Realität, ja, also wie eine Gruppe von Menschen ein Schiffbruch erleidet und wie sie sich auf dieser Insel, auf die sie sich dann retten, so gegenseitig helfen, welche Konflikte entstehen. Das war ein bißchen unpolitisch, muß ich so sagen. Das war das. Ja, und dann hat er, ja, Satire, Kabarett, so das waren so seine großen Themen. Er hat, er hat ja diese Arbeit fortgesetzt als wir dann hier wieder in Deutschland waren, da hatte er dann auch eine Kultur, ein Kulturensemble gegründet. Hat dann hier auch Kabarett gemacht und verschiedene Sachen auch geschrieben,

Lieder geschrieben, zum Beispiel ein Bauarbeiterlied gibt es von ihm. Da hatte mich die AWA jetzt angeschrieben, ob ich die Rechte, also ob ich die Rechte, ob ich Mitglied der AWA werden will. Habe ich zurückgeschrieben, nein, das Arbeiter, Bauarbeiterlied werden sie wahrscheinlich nie wieder spielen, also brauche ich da auch nicht Mitglied [lacht] werden in diesem Verein, ja. Ja, das sind hier seine Aufzeichnungen.

Hochstadt: AWA ist Anstalt zur Wahrung der Aufführungsrechte auf dem Gebiet der Musik.

Opitz: Also Musik. Dieses Bauarbeiterlied, das hat er mit einem Potsdamer gemeinsam, also er hat den Text geschrieben und der Andere hat das, ein Herr Kansy, Rudi Kansy, der das dann vertont hat.

Hochstadt: In Shanghai gab es, ich habe immer diese Werbungen gelesen, "Hier wird das veranstaltet, hier wird das veranstaltet." Gab es eine feste Gruppe oder wurde diese Schauspieler so irgendwie beliebig zusammengesetzt? Wie war das?

Opitz: Es gab eine feste Theatergruppe und die stand unter der künstlerischen Leitung von Boris Sapiro. Das war ein polnischer Jude, glaube ich, ja, polnischer. Und die Mitglieder dieser Theatergruppe waren also ein österreichisches Ehepaar Friedmann, die Frau Löber kannte die auch. Und, nee, die waren eigentlich also immer so fest zusammen und je nachdem, was aufgeführt werden sollte, fanden die sich dann immer so zusammen und haben dann Proben in einem, in so einem kleinen Theatersaal, was über einem Restaurant gelegen war, dort hat man dann Proben veranstaltet und die Aufführungen. Nee, das war eine feste Gruppe.

Hochstadt: Und diese feste Gruppe ging durch den Krieg und dann auch nachher blieb zusammen?

Opitz: Nein, nach dem Krieg dann löste sich das eigentlich auf, weil viele gingen ja dann, wanderten weiter nach Amerika oder gingen nach Österreich oder so. Und da löste sich das dann auf. Und mein Vater hat dann mit zwei Leuten noch Kontakt gehabt, danach, als wir dann auch schon wieder hier in Deutschland waren, das war einmal die Hilde Friedmann und einmal mehr der Kurt Lewin, nein, Kurt Lewin war eigentlich ein Zeitungsmann. Wie hieß die andere? Jenny Rausnitz. Das waren die Beiden, mit denen er noch so ab und zu in Briefkontakt stand. Das weiß ich, aber das hat sich dann alles mit der Zeit verloren und ist dann, wie gesagt, dadurch daß auch keine Reisemöglichkeiten und Kontaktmöglichkeiten waren, für uns hier jedenfalls. Als mein Vater Rentner wurde, aber dann war das schon alles wieder, hatte sich das auseinandergelebt.

Hochstadt: Haben Sie diese Schauspielerleute gekannt?

Opitz: Ja, ja.

Hochstadt: Jenny Rausnitz zum Beispiel.

Opitz: Ja, ja, ja . . .

Hochstadt: Ich würde . . .

Opitz: . . . weil ich Mitglied dieser Theatergruppe war als Kind. [lacht]

Hochstadt: Aha, aha.

Opitz: Ich konnte die Theaterstücke und die Rollen, die konnte ich alle auswendig, also wenn mal einer steckengeblieben ist, konnte ich also [unklar] einspringen. Ja, ich kannte sie alle, ja, ja.

Hochstadt: Ich habe über, ich habe nur in den Zeitungen gelesen.

Opitz: Ja, ja.

Hochstadt: Ich würde gern was persönliches von diesen Leuten wissen.

Opitz: Also persönliches, sie waren alle sehr lieb und sehr nett. Über ihre Charaktere kann ich nichts sagen, denn wie gesagt, ich war damals Kind, das kann ich heutzutage . . .

Hochstadt: Oder über die Eindrücke, die Sie hatten.

Opitz: . . . über die nicht, nicht. Eindrücke. Sie haben eigentlich alle sehr gut zusammengehalten und vielleicht hat die Not und das kulturelle Engagement, was sie hatten, hat eigentlich die Gruppe zusammengeschweißt, so, ja. Sie waren, stand eigentlich jeder für jeden so ein. Das war ein sehr guter Zusammenhalt. Über Charaktere kann ich nicht beurteilen, das, dazu ist das viel zu lange her und, wie gesagt, als Kind hat man die Leute doch wahrscheinlich anders erlebt und gesehen. Und wenn man zusammenkam, soviel ich in Erinnerung habe, ging es eben um die Arbeit für das Stück, was man gerade aufführen wollte oder so, nicht.

Hochstadt: Gab es zum Beispiel gegenseitige Hilfe außerhalb des Theaterlebens mit Geld oder Essen oder . . . ?

Opitz: Nein. Also das glaube ich nicht, denn wir waren ja alle gleich arm oder gleich reich, muß

ich mal so sagen. Gewiß, man hat sich vielleicht manchmal geholfen, daß man gesagt hat, nun komm mal 'ne Tasse Kaffee mit trinken oder so die Erwachsenen unter sich, aber daß man Geld ausgeliehen hat, es hatte ja kaum jemand irgend etwas, ja. Und die paar Pfennige, die man so hatte oder die die Menschen verdient haben, die brauchten sie ja für den eigenen Unterhalt. Wenn ich dran denke, mein Vater, der ist dann mit einem Bauchladen, also, wie so ein Zigarettenverkäufer oder Zeitungsverkäufer so, hat er Kuchen verkauft für eine Bäckerei, nicht, das war sein Verdienst, war er. Meine Mutter, die hat in der ersten Zeit, also noch vor Ghettozeiten, hat sie als Erzieherin in einer amerikanischen Familie gearbeitet, die hatten zwei Jungs, der Mann war bei der Chase Manhattan Bank angestellt und dort hat sie auf die Kinder, auf die Kinder aufgepaßt und erzogen. Und später dann als die eva-, also nach Amerika zurückgingen, hat sie in einem Krankenhaus für die Schwestern so Wäsche gewaschen und so. Das hatte sie durch meine Patentante, von der ich dann diese Figur hatte, [unklar] Lisl Nöter hieß die. Die wohnte, das war eine deutsche Krankenschwester, die aber schon seit 1933 oder '34 in Shanghai lebte, als Krankenschwester dorthin gegangen ist. Und die hat meiner Mutter dann diese Stellung dort vermittelt. Aber wie gesagt, das hörte dann auch auf als dann das Ghetto kam und meine Mutter dann nachher auch keine Genehmigung mehr bekam, dann also das Ghetto zu verlassen.

Hochstadt: Sie hat versucht?

Opitz: Sie hat versucht, ja, und hat das dann nachher nicht mehr bekommen. Dann wurde sie krank, lag lange Zeit im Krankenhaus, hatte TBC und viele andere, na ja, Tropenkrankheiten, die sie so durchgemacht hat. Und da konnte sie das dann auch körperlich nicht mehr [unklar] .

Hochstadt: Und wie lange hat Ihr Vater diese Kuchen so verkauft?

Opitz: Na, das war wenigstens zwei oder drei Jahre, die er das gemacht hat, ist er immer durchs Ghetto gezogen und denn immer, "Wie sie duften, wie sie," das weiß ich heute noch, "Wie sie duften, wie sie schmecken, SIDAs gute Zuckerschnecken." [lacht] Das war so nachmittags und um zwei ging er dann immer los und hat dann diese Zuckerschnecken verkauft. Und die Bäckerei, die war auch in der Chusan Road, also die hatten eine Bäckerei hinten und dann so ein kleines Café vorne.

Hochstadt: Wie hieß die Bäckerei?

Opitz: SIDA.

Hochstadt: SIDA, ja.

Opitz: SIDA.

Hochstadt: Ja, das habe ich, es gab viele Werbungen für SIDA.

Opitz: Ja, ja das war die Bäckerei, für die er diese Zuckerschnecken verkauft hat. Es brachte nicht viel ein, aber es war immerhin etwas, damit man noch zusätzlich zu dem, was man aus der Gulaschkanone an Essen bekommen hat oder so, noch dazu kaufen konnte und doch mal ein Brot oder mal ein Stück Butter oder so, nicht.

Hochstadt: Sie haben dann Essen von den Heimen bekommen?

Opitz: Ja.

Hochstadt: Zu Mittag?

Opitz: Ja, ja. Ich habe in der Schule Mittagbrot bekommen, in dieser Kadoorie School und meine Eltern haben sich aus dem Seward Heim, Seward Road Heim haben die sich [unklar] Essen geholt.

Hochstadt: War es möglich mit diesen Theaterstücken einen Verdienst zu bekommen, sei es klein?

Opitz: Ja, ja, aus den Einnahmen, die, also aus den Eintrittsgeldern blieb immer etwas übrig, nachdem man also die, weiß ich, die Kostüme bezahlt hatte. Man mußte ja auch immer ein Stück Stoff haben um irgendwelche Kostüme zu nähen oder so. Und wenn man dann die Miete für den Saal bezahlt hatte und dann wurde der Rest, der dann übrigblieb, wurde unter den Schauspielern aufgeteilt, so daß jeder etwas abbekam. Ich weiß nun nicht, ob nach der Größe der Rollen oder ob das gleichmäßig verteilt wurde, also weil eben alle mitgewirkt haben, das kann ich heute nicht mehr sagen, weiß ich nicht mehr. Aber aufgeteilt wurde es dann so. Es war ja nicht, es war ja nicht viel, was da übrigblieb, nicht, oder was überhaupt zusammenkam, denn viele Leute, alle hatten ja wenig Geld um da Theatereintritt zu bezahlen, nicht, und so denn.

Hochstadt: Und was für eine Rolle hatten Sie in der Gruppe?

Opitz: Ja, also als Kind, kindliche Rollen, gerade in diesem Theaterstück hier "Kamerad Frau", zum Beispiel, bin ich das Kind eines, dieser Emigrantenfamilie, wo die Frau als Bardame geht, um den Unterhalt zu verdienen, also das ist ja jetzt der Inhalt dieses Stückes. Und das Kind wird dann krank, der Vater ist zwar auf Arbeitsuche, findet aber auch nichts und beschwert sich nun immer

bei diesem Barkeeper, daß seine Frau da an dieser Bar arbeitet, nicht. Bis er ihm dann sagt, also, sie tut das ja nur um die Familie groß zu, also zu erhalten und so, nicht. Und diese kindliche Rolle zu vermitteln zwischen Vater und Mutter und, na ja, war so das Kind, das die Familie zusammenhält eigentlich, oder die Familie wieder zusammenbringt. Und ansonsten, na ja, in anderen Theateraufführungen oder so mal als Nummerngirl [lacht] oder so was. Wie gesagt, ich war 6 bis 8 Jahre alt als ich das gemacht habe.

Hochstadt: Das Stück "Kamerad Frau", wann wurde das aufgeführt? Während des Krieges?

Opitz: Ja, während des Krieges, doch, das muß während des Krieges gewesen sein.

Hochstadt: Und war die Absicht, es gab von der Zeitung her, kann ich sagen, es gab Auseinandersetzungen über die Tatsache, daß jüdische Emigranten, Emigrantinnen Barfrauen waren und so war dieses Stück ein Versuch in diese . . .

Opitz: Ja.

Hochstadt: . . . Diskussion zu kommen?

Opitz: Könnte man so sagen, ja, ja, daß man das versucht hat auf die Art und Weise zu erklären oder den Menschen klarzumachen, daß auch der Beruf einer Barfrau nicht immer verrufen sein muß, ja, sondern daß man auch, daß die Frau, denn das Stück heißt ja "Kamerad Frau", daß die Frau versucht, ihren Mann zu unterstützen, für die Familie da zu sein, und das also wirklich nur als Beruf ansieht und nicht als lebens-, lebenslustiges Weibchen dann dort, als Amüsiertame dorthin geht, ja, so war das Stück angelegt. Es hat ganz guten Erfolg gemacht . . .

Hochstadt: Ja.

Opitz: . . . so wie ich das in Erinnerung habe, ja.

Hochstadt: Wieviele Male wurde das aufgeführt?

Opitz: Ach, das, ziemlich oft, muß ich sagen, denn das ist bestimmt 20, 30, vielleicht noch mehr, das ist mir nicht so in Erinnerung, aber . . .

Hochstadt: Alles auf einmal oder?

Opitz: Nein, so nacheinander und zwischendurch wurden dann auch andere Stücke gebracht oder

andere kulturelle Ereignisse dann, aber doch immer wieder in den Spielplan aufgenommen, wollen wir es mal so sagen, ja, so wie das hier eigentlich auch an Theatern üblich ist, daß man das immer wieder aufnimmt und bringt und.

Hochstadt: Es gab nicht viele Stücke, die von Emigranten selbst geschrieben worden sind und das . .

Opitz: Nein, nicht das ist, weiß ich nicht, nein, glaube ich aber nicht.

Hochstadt: Und deshalb ist dieses Stück . . .

Opitz: Ja, ja.

Hochstadt: . . . sehr interessant. Weil Ihr Vater politische Stücke geschrieben hat, gab es, wurde er angegriffen von Leuten, die andere Meinungen hatten oder wie? Gab es Auseinandersetzungen über seine Stücke . . .

Opitz: Sicherlich.

Hochstadt: . . . Satiren?

Opitz: Sicherlich, ja. Es gibt auch Kritiken, die das also, wo er direkt in der Zeitung angegriffen wurde, ja. Zum Teil, weil er manchmal zu scharf war, manchmal aber auch zu pazifistisch, aber. Den Nazis war er immer sehr unbequem, denn meine Mutter wurde eines Tages zum deutschen Konsulat bestellt. Und da wurde ihr gesagt, also, wurde ihr eigentlich angeboten, sich von meinem Vater zu trennen in Shanghai. Sie hätte dann, also wenn sie sich scheiden läßt von meinem Vater, dann könnte sie, brauchte sie nicht im Ghetto zu wohnen und könnte mich mit rausnehmen, nicht, also. Und das hat sie aber nicht gemacht, hat sie gesagt, nein, da blieben wir dann als Familie zusammen, das gab es nicht. Ja, da, in der Beziehung war doch einigen Leuten ein ziemlicher Dorn im Auge, wie man so schön sagt.

Hochstadt: Die Japaner hatten es auch nicht gern, wenn sie oder ihre Alliierten angegriffen worden sind.

Opitz: Von japanischer Seite weiß ich nicht, also da gab es, ist mir jedenfalls nicht in Erinnerung, daß es da irgendwelche Repressalien oder so gab, das kann ich nicht sagen, nein. Die haben wir von anderer Seite schlecht kennengelernt, aber das hat, das hatte nichts persönliches so zu tun, sondern sie waren insgesamt als Besatzungsmacht also unmöglich, ja.

Hochstadt: Wie haben Sie das erlebt?

Opitz: Wir haben das erlebt oder ich habe's erlebt, wenn sie zum Beispiel irgendwelche Razzien veranstaltet haben gegen die Chinesen, wenn sie die dann zusammengeschlagen haben auf der Straße, wenn sie mit ihren Bajonetten, die hatten ja immer so aufgepflanzte Bajonette, wenn sie dann auf die Menschen losgegangen sind. Also das war manchmal grausame Szenen, die wir dann dort erlebt haben.

Den, hier den Mister Ghoya, vielleicht auch ein Begriff, den habe ich auch mal zu Gesicht bekommen. Da sollte ich für meine Mutter, wie gesagt, so ein Propusk besor-, holen gehen, also abholen eigentlich bloß. Und da kam ich gerade dazu wie er wutentbrannt vor einem Mann stand und, den er nicht leiden konnte, was weiß ich, ein Emigranten. Sprang er auf seinen Schreibtisch und schrie den an, also er kriegt eben keinen Paß und dann wollte der den so richtig ohrfeigen und dann sah er mich aber dorthinter stehen. Und dann hielt er plötzlich inne und sagte, "Was willst Du hier?" Und dann habe ich gesagt, "Ich möchte den Propusk für meine Mutter abholen." Da ließ er von diesem Mann ab, "Ja, komm mal her." Und den Paß habe ich allerdings nicht gekriegt. Und dann sagte er, "Also Du gefällst mir und wenn Du wieder mal kommst und für Deine Mutter was holen willst, dann rufst Du von unten, vom Hof her, 'Mister Ghoya.' Und dann komm ich runter und bringe Dir den Propusk, aber heute nicht." [lacht] Dann sprang er von seinem Tisch, also stand da auf seinem Schreibtisch, sprang er von seinem Tisch wieder runter. "Der Nächste," und den Nächsten hat er dann geprügelt. Also total irre, ja.

Und als dann der, der Krieg hier, also Kriegsende war, da war ja bei uns dann noch lange nicht zu Ende, der war ja dann erst im August nachdem also Hiroshima gewesen ist. Als die Nachricht kam, daß der Krieg, also daß Deutschland kapituliert hat, da war natürlich ein großes Freudenfest unter den Emigranten, und man tanzte und jubelte auf den Straßen und so, alle stürmte auf die Straße und umarmte sich. Und da kamen dann die Japanern und gingen dann ziemlich rabiat dazwischen, nicht, "Also hier ist noch Krieg," und was wir denn eigentlich wollen und was wir denn glauben, wer wir sind. Und dann wurden wir auseinandergetrieben, durften also nicht feiern. Was dann, als nachher, als dann Japan kapitulierte, nicht, nachdem Hiroshima war, da haben wir dann erst recht gefeiert, nicht, und da war ja nun, war ja von den Japanern dann nichts mehr zu sehen da in dem Ghetto.

Hochstadt: Sie sind nicht wieder zu ihm gegangen um diese . . . ?

Opitz: Nein, um Gottes Willen, ich war froh, daß ich den bloß einmal sehen brauchte. [lacht]

Hochstadt: Obwohl er das versprochen hat.

Opitz: Ja. Nein, man konnte, man konnte das nicht ernst nehmen, also dazu war dieser Mann viel

zu schizophren, ja, also man, wie gesagt, man konnte ihn nicht ernst nehmen, denn im nächsten Moment, er hatte mich weggeschickt ohne irgend etwas, er hätte mir ja den Propusk geben können. Nein, das nicht. Aber den Nächsten hat er dann aus lauter Wut oder was weiß ich, hat er dann den Nächsten geohrfeigt, nicht. Der vor mir dran war, der hat sich natürlich schnell verdrückt und den Nächsten, den hat er dann geohrfeigt, ja.

Hochstadt: Ich würde gern wissen über die Schule, die Kadoorie-Schule, was Sie, so wie Sie das erlebt haben? Was für eine Schule das war? Wie die Lehrer waren oder die Leiterin? Welche Eindrücke Sie hatten?

Opitz: Mir ist eigentlich nur die, die Direktorin in Erinnerung, weil das eine große, stattliche, an und für sich recht nette Frau war. Die anderen Lehrer, das ist verloren gegangen. In Erinnerung ist mir eigentlich nur unser Sportlehrer geblieben, weil ich mit dem mal eine ziemliche Auseinandersetzung hatte, der mir mit dem Rohrstock mal eins, also so übern Kopf gehauen hat und da . . .

Hochstadt: Er hat Sie gehauen?

Opitz: Er hat, ja, wir hatten noch nicht mal Unterricht, sondern wir saßen im Speisesaal und ich trug damals noch solche langen Zöpfe und war mir irgendwie ein Zopfhalter oder irgendwas aufgegangen, und den wollte ich also wieder anmachen. Und da kam er von hinten und schlug mir so mit dem Rohrstock übern Kopf, ich hätte mich dort in dem Saal nicht zu frisieren. Und da ich von meinem Vater so erzogen worden bin, "Laß Dir nie etwas von Anderen gefallen und laß Dich auch von Anderen nie schlagen. Die haben kein Recht dazu." Bin ich aufgestanden und habe dem, so wie der hinter mir stand, habe ich dem eine geknallt. Gab natürlich ein furchtbares Aufsehen und ich bin dann nach Hause und hab meinen Vater geholt und habe gesagt, er soll [unklar] . Da gab es dann furchtbar Auseinandersetzungen darüber, weil mein Vater sich das dann verboten hat, daß ich von ihm geschlagen werde, nicht. Also insofern ist mir dieser Herr Meyer in Erinnerung geblieben.

Die Direktorin, die das dann versucht hat zu schlichten und die dann natürlich zwar mich auch mit verurteilt hat, daß ich ihm eine gepatscht hatte, [lacht] aber da kannte ich mich nicht wieder. Wie gesagt, weil ich so erzogen war, "Also schlagen lassen, brauchst Du Dich nicht, nicht, das gibt's nicht." Na, es gab dann ziemliche Auseinandersetzung, wie das dann nachher ausgegangen ist. Jeder hat sozusagen ein Verweis bekommen, sowohl er als auch ich und damit wurde das dann [unklar] .

Ja, von den Mitschülern, ich hatte eigentlich einen ziemlich schwierigen Stand in der Schule. Es war ja eine jüdische Schule eigentlich, und da ich weder zu den Einen noch zu Anderen richtig gehörte, auf Grund dessen, daß ich also weder jüdisch war noch, eigentlich mehr

so, na ja, neutral christlich erzogen wurde, wollen wir es mal so sagen, wurde ich auch von den Kindern nicht akzeptiert oder eigentlich immer so ins Abseits geschoben mit dem Bemerkten, und "Du bist ja 'ne," ja, "Du bist ja 'ne Deutsche, Du bist ja eine Arierin." Und dagegen habe ich mich immer gewehrt, ja, habe ich gesagt, "Ich bin, ich bin genauso wie Ihr," na, wie man das so als kindlich, man kann das ja nicht so artikulieren. Habe ich gesagt, "Ich bin genauso wie Ihr." "Nein, Du bist ja keine Jüdin. Und wenn Du keine Jüdin bist, bist Du Nazi," nicht "Nazi", sondern "Arierin" sagten wir ja, nicht, so. Und dadurch hatte ich auch eigentlich wenig Freunde oder Freundinnen so in der Schule. Wir haben uns oft geprügelt deswegen, weil ich mir das nicht hab bieten lassen, irgendwie fühlte ich mich in meiner Ehre gekränkt, weil ich mich gar nicht als Arierin bezeichnete und zum Judentum aber auch nicht. Also hatte ich schon einen recht schwierigen Stand, ja. Und bin dadurch auch nicht so sehr gerne zur Schule gegangen, Gott, na ja, man hat gelernt, man mußte ja lernen, aber daß ich jetzt so die Schulzeit in recht angenehmer Erinnerung habe, kann ich eigentlich nicht sagen, ja. Es war vielleicht dadurch bedingt, daß ich weder zu den Einen noch zu den Anderen gehörte, ja, eigentlich ziemlich einsam so, innerlich vereinsamt war dann.

Dann ist meine Mutter, es gab ja, neben dieser jüdischen Gemeinde gab es ja eine christliche Gemeinschaft, nicht. Und da hat mich dann meine Mutter dorthin mitgenommen, nicht aus religiösen Gründen, sondern eben um auch irgendwo hinzugehören, wollen wir mal so sagen, aber, na ja. Man schwebte zwischen Baum und Borke, würde ich heute sagen, ja, weder das Eine noch das Andere.

Ja, und aus dieser inneren Vereinsamung, das hat sich eigentlich viele Jahre so gehalten. Als wir dann nach Deutschland zurückkamen, also immer, wie gesagt, so mit diesem, na ja, läßt Du Leute an Dich ran oder gehst Du auf Leute zu. Auf Leute zugehen, konnte ich nicht so, das habe ich erst mit der Zeit gelernt, aber Leute an mich heranlassen, so Kontakte suchen. Ich hat's schwer, ich hat's echt schwer. Eigentlich dann erst später so mit der Freien Deutschen Jugend und dann im, bin ich im Chor gewesen hier vom Stefan-Hermelin-Ensemble sind wir dann. Da hat sich das dann gegeben soweit es, mehr als Jugendlicher dann nachher, so 16, 17, 18 oder dann auch noch später, nicht. Und wie gesagt, daß ich dann meinen Mann kennenlernte und wir dann geheiratet haben und die Kinder hatte, dann war das sowieso alles anders. Wir haben ziemlich zeitig geheiratet und dann gleich die Kinder so nacheinander. Und, wie gesagt, dann durch die vielen Auslandseinsätze hat man sowieso ein anderes Weltbild wieder bekommen und ist mehr kosmopolitisch geworden, [lacht] toleranter vielen Dingen gegenüber, was dann als wir hier waren wieder, dann nicht so sehr gern gesehen wurde, daß man tolerant war.

Ich habe dann, '87 habe ich dann aufgehört zu arbeiten. Ich war ja 55 und konnte sozusagen als VdN in Rente gehen, als Frau, und habe mich dann hier im Prenzlauer Berg bei der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes mit kultureller Arbeit befaßt und habe so kulturelle Betreuung für unsere alten Leuten gemacht, für die älteren Herrschaften bis, '87 bis '92. Und dann habe ich das Amt niedergelegt, dann wollte ich nicht mehr und konnte auch nicht mehr. Zum

Teil gesundheitlich, aber zum Teil auch, weil mit der Wende viele Dinge kamen, wo ich einfach nicht mehr konform gehen konnte, ja, dieses abgekap-, sich abkapseln und sich abgrenzen. Ich hatte immer versucht, ich meine, gut, wir hatten nicht immer die Möglichkeit mit den VdN-Kameraden oder mit der jüdischen Gemeinde oder wen auch immer in West-Berlin Kontakt zu halten, also das gab es ja für uns sowieso nicht, aber wenigstens hier zum Beispiel mit der Volkssolidarität, nicht, das war ja für die allgemeinen Bürger, möchte ich jetzt so sagen. Selbst das wollten die VdN-Kameraden nicht, nein, also sie bleiben in ihrer kleinen Gruppe bestehen, nicht, und so und da. Na ja, wie gesagt, durchs Ausland geprägt, versucht man ja dann doch immer wieder ein bisschen Kontakt zu pflegen oder irgend etwas. Also da hatte ich etliche Schwierigkeiten. Und den Ausschlag gab nachher eigentlich als dann hier diese große jüdische Weltausstellung war im Gropius-Bau.

Hochstadt: Welches Jahr war das?

Opitz: Das war '92, dieses, wie nannte sich denn diese große Ausstellung im Gropius-Bau, das, die Kultur des Judentums in der Welt oder so ähnlich nannte sich.² Es war die erste Ausstellung von, die überhaupt hier nach Deutschland kam, wo also die, das kulturelle Wirken der Juden in den einzelnen Ländern, also nicht bloß jetzt während des Krieges, sondern überhaupt die Gesamtentwicklung der, des jüdischen Volkes in den einzelnen Ländern. Was sie dort also kulturell bewirkt haben und so. Und da war diese Ausstellung, wie gesagt, im Gropius-Bau und da ich verantwortlich war für kulturelle Veranstaltungen und so, hatte ich dann dort mit dem Leiter gesprochen, mit der Leiterin gesprochen, hatte auch gebeten, daß man uns, für uns also eine Führung macht, nicht. Na ja, und hatte auch zugesagt, alles okay. Und dann bin ich zu unseren Leuten hier und habe gesagt, "Also ich habe eine Führung durch diese Ausstellung." Na, da, also wie ich mich, wie ich überhaupt auf so eine Idee kommen könnte, so eine jüdische Ausstellung zu besuchen. Und da gab es einen großen Knatsch und dann habe ich gesagt, "Also dann, bitte, hier habt Ihr. Ich leg mein Amt nieder." Ich sage, "Wenn Ihr selbst heute, heutzutage nicht versteht, was diese Ausstellung eigentlich bedeutet." "Ja, also, wie, das ist ja, schließlich ist das in West-Berlin," dabei war das, war ja schon eins, ja. Und da habe ich gesagt, "Nein, jetzt ist Schluß, jetzt will ich nicht mehr," nicht. Wollte ich nicht mehr. Also wie, weil das so engstirnig war, ja.

Oder wir haben, weiß ich, auf einer Dampferfahrt, wir wollten eine Dampferfahrt machen, bin ich dann rumgerannt und habe eine Reederei gesucht, die also mit uns da irgendwohin schippert. Und, na, dann hatte ich eine in Charlottenburg, haben wir gesagt, na, gut, also wir treffen uns dann dort und dort in Charlottenburg und machen wir mal eine Fahrt, weil hier in Treptower Park und das kannten sie ja nun alle, sehen wir mal was neues, nicht, also. Na, wie ich überhaupt auf die Idee kommen könnte, nach West-Berlin zu fahren, nicht, und so und. Habe ich

² Die Ausstellung hieß "Jüdische Lebenswelten".

gesagt, "Ich versteh Euch nicht," ich sag, "unsere Kameraden," da war ja dann schon alles offen, ich sage, "die fliegen bis nach Amerika und sonstwohin und dann macht Ihr so ein Theater, daß die mal bis nach Charlottenburg fahren können," nicht. Also alles solche Kleinigkeiten und so kleinkariert und da habe ich gesagt, "Jetzt ist Schluß, [lacht] jetzt will ich nicht mehr, macht das alleine und ich klinge mich in die Sachen ein, die mich interessieren und ansonsten." Also so engstirnig und, und, ah, ich weiß auch nicht. Wollte ich dann nicht mehr.

Hochstadt: Sie haben gesagt, daß Ihr Vater, obwohl er nicht religiös war, hat sich immer als Jude gefühlt.

Opitz: Ja.

Hochstadt: Teilen Sie dieses Gefühl mindestens ein bißchen, daß, das nehme ich von Ihren Worten ein bißchen?

Opitz: Ja, ja. Wie soll ich sagen? Ich fühle mich dieser Gemeinschaft eigentlich sehr verbunden durch die Shang-, also durch die Shanghaier Zeit und durch das, ja, durch das Leid, was eigentlich den Juden über diese Jahrtausende angetan wurde, habe ich, wie soll ich sagen, ne, Mitleid nicht, aber ein Gemeinschafts-, trotzdem irgendwie ein Verbundenheitsgefühl, ohne daß ich also religiös mich nicht dazu, dazugehörig fühle in dem Sinne, also von der Religion her, ja. Ich bin da, ich glaube nicht an Gott, also weder christlich noch, noch jüdisch, ja. Also ich bewundere die, sagen wir mal, die kulturellen Dinge, die die Menschen schaffen. Ich fühle mich, wie gesagt, durch die Shanghaier Zeit mit dieser Gemeinschaft verbunden und ich werde, jetzt im November fliege ich auch nach Israel mit meinem Mann, um mich mal vor Ort sozusagen mit der Geschichte ein bißchen intensiver zu befassen, von der Historie her, so. Ich finde das auch eigentlich sehr schön, daß, aber wie gesagt durch die, daß sich die Shanghaier und daß das jetzt auch wieder aufgearbeitet wird und. Dieses Leid, was den Menschen angetan wurde, daß man das versucht zu erfassen und darzustellen [unklar] .

Hochstadt: Am Ende . . .

Opitz: Darf ich Ihnen noch irgend etwas anbieten, ein Glas Wein, ein Cognac?

Hochstadt: Wasser eigentlich wäre . . .

Opitz: Ein Wasser, ein Mineralwasser?

Hochstadt: Ja.

Opitz: Oder ein Saft oder?

Hochstadt: Ein Wasser, Mineralwasser.

Opitz: Mineralwasser.

Hochstadt: Danke. Ich glaube, Sie haben nicht davon gesprochen, daß Sie Aupair-Mädchen bei einer Familie waren?

Opitz: [lacht] Nein, das war 1947, da bin ich bei einer Schweizer Familie gewesen, da habe ich auch das Bild hier von diesen Kleinen, das ist der Stefan Sulke. Und die Frau Löber hatte auf irgendeine Weise, weiß ich nicht, wie, Kontakt zu ihm aufgenommen, weil das ein Schlagersänger mal war, der jetzt in Cannes lebt und sie hatte irgendwie Kontakt zu ihm aufgenommen und er konnte sich eigentlich auch noch erinnern, obwohl ich mir das kaum vorstellen kann, denn er war damals drei Jahre alt, ja. Die sind dann in die Schweiz zurückgegangen, wollten mich eigentlich oder hätten mich wahrscheinlich auch mitgenommen, wenn meine Eltern ja gesagt hätten, aber das wollten meine Eltern nicht, denn, wie gesagt . . .

Hochstadt: Das war ehe Ihre Familie ausgewandert ist aus Shanghai?

Opitz: Ja. Ja, ja, ja. Wir, die sind früher weggegangen als wir, die sind dann, der Mann war, der hat bei einer Im- und Exportfirma für Kaffee, und die sind dann zurück in die Schweiz, das waren aber keine Emigranten. Und da hatte sie dann gesagt, "Na, kannst ja mitkommen als Aupair-Mädchen für den Stefan," und das wollten meine Eltern aber nicht. Die haben gesagt, "Nein, dazu ist sie zu jung," und so alleine durch die Welt. Dann habe ich hier noch so ein Zeugnis davon. Die gingen dann, wie gesagt, noch vor uns. Das war . . .

Hochstadt: Und Sie hatten ein bißchen Geld davon verdient?

Opitz: Ja, ich hab im Monat 10 US-Dollar verdient. Das war dann ein Taschengeld für mich und ein bißchen Unterhalt gleichzeitig auch für die Familie dann noch wieder mit.

Hochstadt: Waren Sie immer noch bei der Schule?

Opitz: Nein, nein.

Hochstadt: Oder das war nach?

Opitz: Ich bin 1946, ja, '46 von der Schule abgegangen und habe dann, wie gesagt, dort, bei diesem Kind dort angefangen, bei diesem Jungen, als Aupair-Mädchen. Und bis sie dann, bis sie dann weggingen und kurz danach sind wir ja dann auch zurück nach Deutschland. Dann kam diese ganze Umrüttelerei da, also wir sollten ja erst nach USA gehen, nicht, und waren eigentlich in den Vorbereitungen für die USA. Wir hatten schon Kisten, also Koffer gepackt und hatten so, wir saßen praktisch auf gepackten Koffern. Und da hieß es also, dann und dann geht das Schiff nach USA, nicht, diese Weiterwanderung. Und dann kam der Bescheid, ja, wir können nach Deutschland zurück, nicht, wo ich vorhin von sprach. Und da hat mein Vater gesagt, "Dann gehen wir nach Deutschland zurück." Dann wurde alles wieder umgepackt und neu eingekauft und neu dies gemacht, weil wir wußten ja, daß es hier in Deutschland wenig gab. Dann haben wir alles umgepackt und sind dann sozusagen Hals über Kopf [lacht] innerhalb von 6 Wochen nach Deutschland zurück.

Hochstadt: Was wurde, was wurde umgepackt? Das heißt, welche neue Vorbereitungen für die Deutschlandreise?

Opitz: Für die Deutschlandreise, also wir haben eingekauft viel Kaffee, viel Zigaretten, viel Butter, aus diesen Care-Paketen gab es immer solche Dosen mit Butter und Konserven. Und all das haben wir in großen Kisten, wir haben dann Kisten anfertigen lassen, weil wir wußten, daß es hier wenig gab und dachten, daß wir das alles eintauschen können gegen andere Lebensmittel und so. Und ich glaube, wir sind mit 21 Kisten sind wir dann hier in Deutschland angekommen, ja, also wie gesagt, hauptsächlich Lebensmittel, Kaffee, Zigaretten, Butter. Und davon haben wir dann in der ersten Zeit gelebt, weil wir das bei den Bauern eingetauscht haben, erstmal schon in diesem Auffanglager.

Wir sind ja dann bis nach Wutha gekommen, mit dem Schiff, wir sind mit dem Schiff bis Neapel und von Neapel dann in Viehwaggons eigentlich durch Deutschland transportiert worden bis wir in Wutha ankamen. Und in Wutha, das war sowjetische Besatzungszone. Und dieses Auffanglager war unter sowjetischer Kontrolle, also nicht deutsche, sondern unter sowjetischer Regie. Da waren dann auch Flüchtlinge, so Ostflüchtlinge und so etwas. Und wir wurden dort einge-, also mußten dort in Quarantäne sozusagen. Und da haben wir dann schon angefangen die erste Kiste aufzumachen, weil wir dann versucht haben, [lacht] Sachen zu tauschen, also Butter oder Zigaretten gegen, was weiß ich, Kartoffeln oder . . .

ENDE DER SEITE B, KASSETTE 1

ANFANG DER SEITE A, KASSETTE 2

Opitz: Dann haben wir uns außerhalb des Lagers, haben wir uns dann ein, ein LKW beschafft, und der uns dann nach Rathenow gebracht hat, also in die Stadt, wo wir herkamen, nicht. Und dann haben wir da alles aufgeladen, nachdem wir uns den organisiert hatten, und dann, wie gesagt, noch eine Kiste aufgemacht und der Fahrer, der kriegte dann Zigaretten und Kaffee. Und dann hat der uns nach Rathenow gefahren mit dem ganzen Zeug, nicht.

Hochstadt: Wie haben Sie aus drei Leuten mit 21 Kisten so, wie haben Sie das geschafft?

Opitz: Tja, das weiß ich heute auch nicht mehr. Wahrscheinlich hat jeder bei jedem mit angefaßt und transportiert. Ich habe bloß aus den Unterlagen, die mein Vater mal irgendwo hatte, gibt es eine Zolldeklaration, also daß wir durch den deutschen Zoll gegangen sind mit 21 Kisten. Also ob das nun große, immer große Kisten waren, aber meistens waren es diese, aus diesen Care-Pa-, Kisten ist vielleicht zuviel gesagt, aus diesen Care-Paketen, die waren doch immer in solchen großen Kartons und so, also solche, man muß sich da nicht solche großen Kisten, solche Kartons, diese Care-Paket-Kartons, die hatten wir da, nicht. Dann haben wir die eben huckepack genommen und was weiß ich, [lacht] dann zugefasst und dann wurde das auf den LKW verladen und dann sind wir los damit nach Rathenow. Und wie gesagt, in Rathenow angekommen, dann hatten wir keine Bleibe, sondern bei den Bekannten, dann haben wir die ganzen Kisten bei denen im Keller gestellt. Und bis wir dann nachher eine eigene Wohnung bekamen und das dann auspacken konnten. Aber wir hatten ja auch keine Möbel oder irgend etwas, nicht, also das hatten wir ja auch nicht. Da haben wir dann über die, na, damals hieß es noch Opfer des Faschismus, gab es ja so eine Organisation, die so beschlagnahmte Möbel und so etwas hatten, von Nazis beschlagnahmt. Und da haben wir dann ein Wohnzimmer und ein Schlafzimmer abbekommen, das war es dann.

Hochstadt: Mit beschlagnahmten Möbeln?

Opitz: Aus beschlagnahmten Möbeln von also Altnazis, ja.

Hochstadt: Und wie lange haben diese Kisten, wie lange hatten Sie diese Kisten?

Opitz: Nicht sehr lange, denn wir haben nach und nach immer alles eingetauscht gegen irgendwelche anderen Lebensmittel, nicht. Wie gesagt, vor allen Dingen Zigaretten und Kaffee, die wir dann getauscht haben, damit wir dann mal ein Stück Fleisch, nicht, es gab ja wenig und nur auf Lebensmittelkarten und das war ja auch nicht so sehr viel, was man da bekam, oder dann mal ein bißchen Gemüse irgendwo.

Hochstadt: War das illegal oder irgendwie gefährlich, so diese Eigenhandel zu machen?

Opitz: Oh ja, das war schon irgendwie gefährlich und abenteuerlich, weil man ja, wenn man zum Beispiel Kartoffeln haben wollte, über Land fahren mußte, nicht. Und dann gab es hier Züge, wo man dann mitgefahren ist, hat man irgendwas eingepackt und dann hat man vom Bauern vielleicht ein Sack Kartoffeln bekommen oder ein Korb voll Kartoffeln. Und wenn dann die Transportpolizei kam auf den Zügen, wenn man wieder nach Hause fuhr, und die gesehen haben, daß man sozusagen illegale Ware hatte, Schwarzware, dann haben die das beschlagnahmt, ja.

Hochstadt: Ist das Ihnen passiert?

Opitz: Mir persönlich nicht, aber meinem Onkel, der hat, wollte für uns etwas eintauschen und zwar hatten wir, ich hatte so eine, das war eine ganz witzige Geschichte. Ich hatte eine Weste aus Stoff und dann so mit Leder und so modern gearbeitet noch aus Shanghai und die war mir zu klein geworden. Und da haben wir gesagt, na, "Dann tausche doch die Weste gegen," war ja irgendein Bekleidungsstück, "gegen Kartoffeln." Na ja, also er fuhr los und wurde natürlich geschnappt mit dieser Ware, [lacht] die er bei sich hatte, und wurde beschlagnahmt. Na, war die Weste weg und das andere, was er halt nicht los. Und dann hatten wir als, als VdN, also damals noch VVN, und war irgendeine Versammlung und mit Tanz und kultureller Veranstaltung und da wurde eine Tombola ausgespielt. Und ich habe meine Weste wieder bei dieser Tombola gewonnen, [lacht] weil diese beschlagnahmten Sachen dann also verteilt wurden. Dann hat Altersheim irgendwas gekriegt und VdN hat was gekriegt, also die Opfer des Faschismus und so, ja. Und da kriegte ich dann plötzlich meine Weste [lacht] wieder aus dieser beschlagnahmten Aktion von der Transportpolizei, nicht. Das war ganz lustig irgendwie.

Ja, wie lange das gehalten hat? Vielleicht ein halbes, dreiviertel Jahr so ungefähr und dann war das auch alles aufgebraucht. Wir selber haben ja davon auch gezehrt, nicht, für uns selber brauchten wir das ja auch. Ja, war eine ganz schön schwierige Zeit. Vor allen Dingen hatten wir uns das immer alles irgendwie ein bißchen anders vorgestellt, also daß es, wir wußten zwar, daß es schlimm ist in Deutschland, aber daß es so schlimm ist. Wir haben immer gesagt, wir kommen ja vom Regen in die Traufe, ja, also in Shanghai nichts zu Essen gehabt und hier hatten wir dann auch wieder nichts, nicht. Und trotzdem hat uns der Lebensmut irgendwie nicht verlassen, sondern immer wieder vorwärts und noch ein Stück vorwärts und noch ein Stück vorwärts und dann ging das so allmählich dann aufwärts.

Hochstadt: Wie haben Sie diese Umstellung von Emigration in den Staaten zu Emigration in Deutschland, wie haben Sie das empfunden?

Opitz: Daß wir nicht nach Amerika gegangen sind? Ich wollte nicht, ich wollte nicht nach Deutschland zurück. Also meine Mutter und ich, wir haben einen echten Kampf gegen meinen Vater geführt, aber ich war ja noch nicht volljährig, mußte ich mich also fügen. Und wie gesagt,

meine Mutter, die hat aus Liebe zu meinem Vater, hat sie gesagt, "Haben wir die schweren Shanghaier Jahre durchgemacht und alles vorher. Also geh ich mit Dir auch nach Deutschland zurück." Wie gesagt, meine Mutter hat das nie verkraftet, seelisch nicht verkraftet. Und, na ja, nach anfänglichen Schwierigkeiten, die ich hatte, die dann so von 1947 bis, na, gut 1951 gedauert haben, also die vier Jahre, die ich dann hier wieder zur Schule gegangen bin. Ich hatte natürlich unheimliche Schwierigkeiten in der Schule, also nicht bloß mit meinem Umfeld, sondern auch schulische Probleme, Lernprobleme, weil ich ja hier in Deutschland erst wieder lesen und schreiben lernen mußte, nicht. Und der Unterricht, den wir in Shanghai hatten, der war ja auch nicht so intensiv oder so ausgeprägt und so gut wie die Kinder, die hier zur Schule gingen, obwohl ja auch Krieg war. Aber irgendwie kam ich mit dem Stoff nicht so ganz zurecht, und wie gesagt, durch diese Schwierigkeiten mit dem Deutsch kam ich erst recht nicht so richtig hinterher, so daß ich mich bis zur elften Klasse dann recht und schlecht durchgequält habe, und bin dann von der elften Klasse abgegangen. Habe also ursprünglich Abitur machen wollen, das habe ich aber dann nicht geschafft und bin von der elften Klasse ab.

Wollte dann Jugendrichterin eigentlich werden, hab dann auch beim Ministerium der Justiz, also damals noch Land Brandenburg, angefangen als Schreibkraft, weil. Ich hatte mich beworben bei der, also bei der, damals nannte sich das noch Richterschule, wollte ich, hatte ich mich beworben. Und dann sagten sie aber, nein, da ich noch nicht 21 bin, damals galt Studienjahr erst ab 21, sollte ich erst sozusagen eine praktische Lehre machen und dann nach den drei Jahren könnte ich mich dann erneut bewerben um dann zu studieren. Habe ich dann bei der Justiz gearbeitet, wurde, als die Bezirke dann gegründet wurden [unklar] . Bezirke, war ich dann beim Bezirksgericht Potsdam im Strafsenat tätig und hatte dann nach den drei Jahre keine Lust mehr Richter zu werden, also da habe ich zuviel Dinge erlebt, wo ich dann gesagt habe, "Nein, das könntest Du mit Deinem Gewissen nicht vereinbaren als Richter zu fungieren."

Bin ich dann ausgestiegen und habe, bin dann in die Kultur sozusagen gegangen. [lacht] Habe dann beim DEFA-Dokumentarfilmstudio gearbeitet, beim Thorndike-Stab, die damals diesen Film drehten, "Du und mancher Kamerad," also auch eine Aufarbeitung dieser Konzentrationslager und so etwas, ja, Vernichtungslager der Juden und so weiter. Ja, da habe ich da gearbeitet und als der Film zu Ende war, also beendet war die Arbeiten dazu, war viel Dokumentationsarbeit, die wir da geleistet haben. Dann bin ich hier nach Berlin ins DEFA-Dokumentarfilmstudio gegangen und habe dann als Produktionssekretärin gearbeitet, für Joris Ivens und für Cavalcanti Drehbücher und so was also geschrieben. Bis wir dann das erste Mal ins Ausland gingen mit den Kindern, nein, dann wurden die Kinder geboren und dann habe ich aufgehört und dann gingen wir auch ins Ausland und dann habe ich dann im Ausland sozusagen auch mitgearbeitet, je nachdem was kam. Aber wie gesagt, in den ersten Jahren nicht, weil unsere Kinder waren ja noch so klein und als wir das erste Mal rausgingen, waren unsere Mädchen ein Jahr alt, also da konnte ich dann nicht mitarbeiten. Aber ansonsten eigentlich immer mit berufstätig gewesen.

Hochstadt: Diese Auseinandersetzung innerhalb der Familie über Reiseziel, war das auch, war das auch eine Auseinandersetzung außerhalb der Familie, das heißt, ich habe von einigen Leuten gehört, daß diejenigen, die nach Deutschland wollten, wurden von Anderen angegriffen.

Opitz: Ja. Ja, ja, das stimmt. Man verstand das nicht, wie man als, also als Verfolgter und was man als Judenverfolgung, daß man dann wieder in dieses faschistische Deutschland zurückgeht, oder dieses nazistische Deutschland, wo man mal rausgeschmissen worden ist und verfolgt worden ist, wie man in ein solches Land gehen kann um dort zu leben. Das verstanden die Wenigsten. Und ich muß ehrlich sagen, ich habe mich auch mit Händen und Füßen dagegen gesträubt. Ich wollte nicht, ich wollte zu meinen, also zu Onkel und Tante nach Amerika, aber mein Vater hat gesagt, "Du bist nicht volljährig, wir lassen Dich nicht." Nicht, und da gab es ziemliche, auch heftige Auseinandersetzungen, auch mit meiner Mutter, die ja eigentlich auch nicht nach Deutschland wollte, und von außerhalb, ja, das stimmt. Nicht, das Schiff, als wir dann, das wurde ja mit Steinen beworfen und so, nicht, als das dann aus dem Shanghaier Hafen in Richtung Deutschland auslief, war das, da spielten sich dolle Szenen ab.

Hochstadt: Ich würde gern das vor Augen haben, was, wie war das?

Opitz: Na, da hatten sich andere Emigranten, die also nach Amerika oder sonstwohin gingen, die hatten sich dann dort am Kai versammelt und dann wurde das Schiff direkt mit Steinen beworfen und also wir wurden beschimpft, als wir aufs Schiff gingen, ja, als Verräter und also. Es war, war ziemlich arg so in den, wie gesagt, ich selber wollte ja eigentlich auch nicht, nicht. Na ja.

Hochstadt: Was sonst wurde gesagt, Verräter und . . . ?

Opitz: Na, das war so eigentlich das, was mir in Erinnerung geblieben ist, ja, also Faschis-, nein, wie haben sie noch gesagt? Faschistenfreunde und so etwas, ja. Quisling.

Hochstadt: Ja.

Opitz: Ja. Also man glaubte, daß wir, wahrscheinlich glaubte man, weiß ich also, das kann ich jetzt, das sage ich jetzt bloß mal so, daß wir uns mit den Faschisten verbünden wollten. Ich weiß nicht, was in den Köpfen vorging oder. Es war einfach unverständlich, daß man, wenn man also so verfolgt wurde in einem Land, daß man in dieses Land zurückgeht, nicht. Und die Meisten sind ja dann nach, nach Israel oder nach den USA oder so, das waren eben die Länder, die. Ob es denen immer dann gut ging dort, weiß ich nicht, kann ich nicht beurteilen. Ich hatte keine Gelegenheit da mit irgendwelchen Leuten später mal zu sprechen oder so.

Hochstadt: Viele, die nach Israel gegangen sind, sind wieder dann nach Deutschland gekommen.

Opitz: Nach Deutschland gekommen, ja.

Hochstadt: Weil Israel war auch ein sehr hartes Land.

Opitz: Natürlich, wurde ja auch gerade erst aufgebaut, nicht, und die Arbeit in den Kibbuzen und so, war ja auch nicht einfach, nicht. Ich weiß nicht, ob sie sich mit den Arabern so gut verstanden haben oder.

Hochstadt: Ja, das auch. Wie war die Stimmung auf dem Schiff wegen dieser Angriffe?

Opitz: Da kann ich mich nicht entsinnen, denn wir Jugendlichen, also die Jugend, die, da gehörte der Martin Beutler dazu, dann eine Ruth Calm, nein, nicht Calm, Ruth Kalweit, das war, wir waren so Jugendliche im Alter von 15, 16 Jahren, die sich dann zusammengetan haben. Also wir haben da allen möglichen Blödsinn auf dem Schiff angestellt, na, wie so eben Jugendliche untereinander sind, so daß ich eigentlich von der allgemeinen Stimmung auf dem Schiff nicht weiß. Ich hatte dann auch einen kleinen Freund, also da interessierte mich das sowieso nicht, [lacht] wie da, wie so die Stimmung war, das kann ich nicht, weiß ich nicht.

Hochstadt: Hat Ihr Vater irgendwas gesagt über, was er auf dem Schiff gemacht hat oder hat er irgendwelche politische oder theatralische Arbeit auf dem Schiff gemacht?

Opitz: Nein, kann ich mich nicht entsinnen. Das weiß ich nicht, kann ich mich nicht entsinnen, daß da irgendwas. Nein, wüßte ich nicht, kann ich nicht sagen, weiß ich nicht. Das ist also, wie gesagt, daß diese Zeit auf dem Schiff, das ist für mich nur dieses Zusammensein mit dieser Jugendgruppe und die Seefahrt und dieses, diese Eindrücke, die man hat, wenn man von, wenn man irgendwo in einen Hafen einlief und dann eben viel Betrieb war und die kleinen Boote da ran kamen um die Waren anzubieten und so, nicht. Das war natürlich irgendwie beeindruckend für uns Jugendliche, nicht. Aber wie die allgemeine Stimmung war, da müßte man dann wirklich Ältere befragen, die das . . . [lacht]

Hochstadt: Ja, genau.

Opitz: . . . die das vielleicht bewußter erlebt haben als wir, nicht.

Hochstadt: Sie benutzten das Wort Jugendgruppe, und ich habe auch gehört, ich glaube von, vielleicht von Martin, daß es eine echte Jugendgruppe gab, eine Organisation. Gab es so was

oder?

Opitz: Ja. Also auf dem Schiff oder hier in Deutschland? Es gab, muß ich so sagen . . .

Hochstadt: Oder auch in Shanghai?

Opitz: Vielleicht in der jüdischen Gemeinde, das weiß ich nicht. Es gab, als wir zurückkamen, bin ich dann, als wir schon in Potsdam wohnten, das muß so '49, '50 und '51, also bis ich angefangen habe zu arbeiten, also bis ich in den Justizapparat gegangen bin und dann durfte ich ja nicht mehr nach West-Berlin fahren. Bin ich zur Fasanenstraße gefahren und dort gab es eine jüdische Jugendgruppe, die aber nicht nur aus Shanghaiern bestand. Da bin ich ab und zu, die hatten so bunte Veranstaltungen, Diskussionsabende. Da kann ich mich entsinnen, da haben die mal irgendwann diskutiert über die Jakobsleiter, damals mir überhaupt kein Begriff gewesen. Und ich hatte eine Freundin noch aus Shanghai, die ich jetzt eigentlich vielleicht mal über diese Organisation jetzt hier suchen werde, die sind 1949 aus Shanghai erst wiedergekommen. Und die hatte mich dann in diese Jugendgruppe eingeführt. Und da bin ich dann ab und zu mal mit hingefahren und habe von Potsdam aus und habe mich denen angeschlossen, eigentlich mehr so aus Interesse, weil die immer, wie gesagt, so Diskussionsabende hatten, die recht interessant waren. Und wo dann auch einige Mädchen waren, die ich noch aus Shanghai kannte, da ist zum Beispiel eine Ursula Angress dabeigewesen, die ist dann später nach Kanada ausgewandert mit ihrer Mutter und der Vater verstarb hier. Die ging dann, hat hier als Friseurin gelernt und ging dann nach Kanada, was aus ihr geworden ist, weiß ich auch nicht. Dann meine Freundin Miriam Blum, die dann nachher nach USA geheiratet hat, der Vater verstarb, wo die Mutter lebte erst hier, ist dann aber als der Mann dann gestorben war, auch zu ihr gegangen, also nach USA gegangen. Dann war, wer war denn da noch? Hab ich wieder vergessen? Und dann waren so zwei oder drei, aber das waren keine Shanghaiern, ein Siegbert Aaron, der ging dann, das war ein Shanghaiern, der aber nach, dann noch, der ging nach Palästina, hat in der Armee gekämpft, hat dann dort, ist dann verwundet worden, hat eine Krankenschwester geheiratet, ist zwar mit ihr noch hierher und ist dann, ja, dann verlor sich die Spur, weiß ich nicht mehr, der war noch mit, Siegbert Aaron. Das waren so die, also die ich so kannte und mit denen ich dann so zusammen war, wenn ich dort zu dieser Jugendgruppe ging, aber wie gesagt, bloß bis 1951, bis ich dann angefangen habe zu arbeiten bei der Justiz und dann hatte ich so einige Beschränkungen, daß ich nicht mehr fahren durfte.

Hochstadt: War ein Großteil dieser Gruppe aus Shanghaiern?

Opitz: Nein, nein. Das, aus Shanghai waren also mir in Erinnerung eigentlich nur die, die ich gerade eben aufgezählt haben, das andere waren alles, weiß ich nicht, wo die, also mir nicht mehr

in Erinnerung, wo die herkamen und wie die hier wieder nach Deutschland gekommen sind oder hier in Deutschland überlebt haben, das kann ich nicht mehr sagen, das weiß ich nicht. Ja, das war diese Gruppe in der Fasanenstraße, die ich, da bin ich dann bloß aus, also aus Interesse dorthin gegangen, ja. Wir haben dann auch mal Sylvester gemeinsam gefeiert, damals noch im Haus Vaterland war dann eine große Silvesterfete. Aber, wie gesagt, seit '51 dann keinen Kontakt mehr, dann hat sich so ein bißchen verloren.

Hochstadt: Ich wollte Sie fragen über Ihre Freizeit als Sie 14, 15 waren nach dem Krieg, was . . .

Opitz: Hier in Deutschland dann schon wieder?

Hochstadt: Nee, in Shanghai . . .

Opitz: In Shanghai?

Hochstadt: . . . in den letzten paar Jahren, was Sie für Freizeit, während der Freizeit gemacht haben?

Opitz: Während der Freizeit habe ich mich mit meinen Freundinnen getroffen, dann sind wir spazierengegangen oder ins Kino gegangen, dann, tja, was noch? Dann habe ich mal ein paar Tage in einem, in einem Café ausgeholfen so als Hilfskellnerin, weil die hatten neu aufgemacht, also eigentlich mehr so aus Jux und Gag, nicht um Geld zu verdienen, aber um dort, na ja, mit, mit dabeizusein, wollen wir so sagen. Ja, und dann nachher habe ich ja hier bei diesem Stefan Sulke war ich ja dann und da hatte ich einmal im Monat freies Wochenende, wo ich dann zu meinen Eltern gefahren bin, weil ich ja bei ihnen, bei den Eltern gewohnt habe, ja, also direkt dort im Haushalt mit gelebt habe. Und einmal im Monat bin ich dann nach Hause gefahren, na ja, mit den Eltern irgendwas unternommen, daß wir irgendwie spazierengegangen sind, viele Möglichkeiten hatte man ja dann nicht, oder irgendwo sich mit Freunden getroffen hat oder so etwas. Und hier dann nachher in Deutschland, wie gesagt, dann war ich dann im Kulturensemble im Chor. Dann sind wir viel über Land gefahren, haben in den Dörfern gesungen oder wir hatten hier in Berlin große Veranstaltungen zu den Weltfestspielen zum Beispielen. 1951 dann war ich mit dem Ensemble sind wir in Bukarest gewesen zu den Weltfestspielen, ja, so. FDJ-Arbeit gemacht, wie das so üblich war hier bei uns, was mir eigentlich viel Spaß gemacht hat, muß ich sagen, weil das sehr vielseitig war und. Es hat viel Spaß gemacht.

Hochstadt: Waren die ökonomischen Verhältnisse nach dem Krieg besser für Ihre Familie? Konnte Ihr Vater eine Arbeit finden?

Opitz: Mein Vater hat dann nach dem Krieg bei der UNRRA gearbeitet und hat sich für die, also in diesem Repatriierungsbüro für die, sowohl für die Weiterwanderung als, wie gesagt, dann später dann für Rückwanderung nach Deutschland. Wieviel er da verdient hat, kann ich nicht sagen, weiß ich nicht, aber uns ging es dann besser. Wir kriegten ja dann auch diese Care-Pakete und wurden von den Alliierten unterstützt und, ja, da ging es uns dann schon besser. Man hat sich dann so durchgewurschtelt. [lacht]

Hochstadt: Ja, wie Viele.

Opitz: Ja, zu Reichtümern sind wir nie gekommen, wollen wir mal so sagen. [lacht] Auch dann später nicht, also ich muß sagen, auch dann als wir wieder hier waren und mein Vater bei der Regierung, also im Finanzministerium gearbeitet hat, die Gehälter waren ja nicht so hoch und, wie gesagt, die Zeiten waren ja auch noch schlecht. Meine Mutter hat nicht gearbeitet, so daß er Alleinverdiener war. Und so groß waren die Gehälter nicht, die hier gezahlt wurden, bis zum Schluß nicht. Möchten Sie noch Wasser?

Hochstadt: Bitte. Würden Sie sagen, daß diese Jahre in Shanghai, als Sie aufgewachsen sind, Ihre Weltanschauung beeinflußt hat?

Opitz: Meine jetzt, persönlich? Später, ja, zu der damaligen Zeit, nein, weil ich zu jung war, aber Weltanschauung schon, ja, doch, muß ich sagen. Weil, wenn man im Laufe der Jahre und, sagen wir mal, in der ganzen Entwicklung, die man dann später durchgemacht hat, doch, doch geprägt war sowohl durch die Jahre der Emigration, das Leid, was man durchgemacht hat, was man also selber gespürt hat, aber auch was man bei Anderen gesehen und erlebt hat. Das hat doch große Solidaritätsgefühle hervor-, anezogen, möchte ich so sagen, ja, ja, doch. Die späteren Auseinandersetzungen, die man dann hatte, hier als man zurückkam, doch man hat ein, sagen wir mal, es hat das politische Bewußtsein geprägt, wollen wir mal so sagen. Es ist zwar, heute hört man das nicht so gerne, aber ich muß doch sagen, es hat das politische Bewußtsein sehr geprägt und die Einstellung zu den Menschen, zum Leben ist hier in unserem Teil Deutschlands doch anders geworden oder gewesen oder hat sich entwickelt, als es in West-Berlin oder in Westdeutschland der Fall war, ja.

Hochstadt: Wie würden Sie das beschreiben, wie anders?

Opitz: Man, man lebte, man hat nicht so gleichgültig gelebt. Wenn ich also, wenn ich heute westdeutsche Menschen treffe und mich mit ihnen unterhalte oder, sie haben eine ganz andere Entwicklung genommen, sie haben immer für, zugesehen, daß sie viel Geld verdienen, daß sie zu Reichtum kommen. Die Umwelt als solche hat sie eigentlich oft gar nicht interessiert, sondern sie

lebten für sich. Bei uns hier war das anders, und das sagen selbst die, also die Leute, mit denen ich dann später jetzt auch so zusammengekommen bin. "Bei Euch herrschte immer eine Art Solidarität." Man half sich gegenseitig, das Zusammengehörigkeitsgefühl, sagen wir mal zum Beispiel, bei uns im Sportverein oder so, ja, da gab es das nicht, daß, oder gab es das immer, "Hast Du mal, hast Du mal ein Hammer, kannst Du mir mal borgen?" Oder wenn irgend etwas war, man hielt also als Gemeinschaft zusammen, das ist etwas, was es, was ich in Westdeutschland oder bei den Westdeutschen eigentlich vermisse, ja, dieses Füreinanderdasein und da ist es immer nur also ich, ich, ich, sehr egoistisch, ja. Und wie gesagt, wir hatten ja andere Ideale, die leider, leider zerstört worden sind, aber man soll die Hoffnung nie aufgeben, [lacht] wollen wir es mal so sagen, ja. Wir hoffen immer, daß noch, also nicht die alte DDR mit ihren vielen Fehlern, die sie hatte, aber daß es so wie es hier mit den Rechtsradikalen ist, daß das irgendwann doch mal ein bißchen in Grenzen gehalten wird und, na ja, eben doch mal ein bisschen demokratischer zugeht, nicht.

Denn wir persönlich sind leider auch davon betroffen, daß, also mein Mann hat jahrelang im Staatsapparat gearbeitet, nicht, wird heute diskriminiert, wo man sagt, also "Du warst staatsnah," ja. Was ist denn staatsnah? Wenn heute ein Beamter im Bundesministerium arbeitet, ist er ja auch staatsnah, nicht, und da wird die Rente weggekürzt oder solche Dinge eben, nicht. Das nennt man auch nicht demokratisch, empfinden wir jedenfalls nicht als solches, nicht. [unklar]

Und wie gesagt, wir haben viele Jahre im Ausland gelebt und man hat ein anderes Weltbild bekommen und ich muß so sagen, solange wie die DDR noch existierte, noch existierte waren wir eigentlich bei Vielen angesehenener als die Westdeutschen. Muß ich mal so sagen, bei den Ausländern, die haben ewig Angst gehabt vor den Westdeutschen. Angst insofern, weil sie merkten, daß hier wieder ein fa-, altfaschistischer Staat entsteht und sich entwickelt. Und das bestätigt sich ja in vielen Dingen, nicht. Die Franzosen haben Angst vorm großdeutschen Reich, die Briten haben Angst vorm großdeutschen Reich, die USA, na ja, und dann. Und ich muß ehrlich sagen, manchmal schäme ich mich sagen zu müssen, ich bin eine Deutsche im Ausland, wenn man im Ausland ist, ja, und gefragt wird.

Hochstadt: Und das war nicht der Fall, als Sie in der DDR waren, das ist, das meinen Sie nach der Wende?

Opitz: Nach der Wende, ja, ja. Nach der Wende. Nein, zu DDR-Zeiten waren wir eigentlich sehr stolz auf unseren Staat, sehr stolz. Heute bin ich nicht mehr stolz hier in diesem Land zu leben, gar nicht. Also wir sagen oftmals, wenn wir könnten, wir würden auswandern. Ich meine, könnten, könnten tun wir es, aber mit über 60 Jahren geht man nicht mehr, verpflanzt man keinen alten Baum, ja. [lacht] Also bleiben wir hier. Nein, es ist hartes Brot, würde ich sagen, hartes Brot. Und mit dem, was hier so läuft, kann ich mich mit vielem nicht identifizieren. Ich kann

nicht sagen, das ist mein Staat. Ich empfinde das nicht als mein Staat jetzt hier.

Hochstadt: Und Sie haben die DDR als Ihren Staat empfunden?

Opitz: Ja. Ja, ich bin dadrin aufgewachsen. Wir haben unser, unser ganzes Leben in diesem Land, in diesem Staat, muß ich jetzt mal sagen, verbracht, ja, mit all seinen Fehlern und, wobei wir die Fehler, oder das, was nachher [unklar] runterging, ja viel zu spät erkannt und gesehen haben, ja, so. Aber die Entwicklung, auch die Entwicklung unserer Kinder, das war, ja das war unser Land. Wir haben das mit aufgebaut. Dieses Land hat uns aufgenommen, gut, das gab viele Sachen, die sich dann erst entwickelt haben, aber wir glaubten doch, daß es eine demokratische Entwicklung ist, kann ich von den Westdeutschen, also vom westdeutschen Staat kann ich das nicht sagen. Wenn ich die Zeitung aufschlage, dann kommt mir jeden Tag die Galle hoch. [lacht] Entschuldigung, wenn ich das so sage, aber so ist es.

Ich erkenne durchaus an, wenn man das so sagen kann, daß man heutzutage frei reisen kann und daß man viele andere Dinge, sagen wir mal, heute einfacher hat als zu DDR-Zeiten, ja. Aber wenn ich daran denke, daß ich, wenn ich ins Krankenhaus muß, erstmal bei der AOK anfragen muß, ob ich auch darf, welche Medikamente mir der Arzt verschreiben kann, ob ich mal zur Kur fahren kann. Im Rentenalter darf ich nämlich heute nicht mehr zu Kur fahren, oder wenn, dann muß ich selber bezahlen für teures Geld. Und viele, vieles anderes mehr, ja, diese Sorgen oder daß irgend jemand meine Wohnung hier kauft und mich dann raussetzt, weil ich, weiß ich, die Tausende von Mark für die Miete nicht mehr bezahlen kann, daß ich dann irgendwo unter der, also jetzt mal nicht persönlich aber so allgemein.

Ja, diese Sorgen hatten wir in unserem Staat nicht. Unsere Kinder, die sind in Kindergarten gegangen, die sind als Säuglinge behandelt worden vom, vom Kinderarzt, wir haben jede Impfung für umsonst bekommen, ja. Ja, wo gibt's denn das heute? Das gab schon viele soziale Errungenschaften, wie wir dann gesagt haben, die heute einfach nicht mehr sind. Dafür gibt es zwar andere, aber, nicht. Oder es gibt keine Arbeit für wieviele Arbeitslose laufen heutzutage rum, wo kannten wir denn Arbeitslosigkeit? Gab's doch überhaupt nicht. Oder daß jemand aus der Wohnung gesetzt wurde, weil er Mietschulden hat oder nicht, die Miete nicht bezahlen konnte. Das ist ja ein Unterschied, ob ich 90 Mark für eine Wohnung bezahlen, bezahlt habe oder ob ich heute 600, 700 für eine Wohnung bezahlen muß. Nein, nein, also. Oder wenn sich die Herren Abgeordneten Wunder was für Diäten zustecken und in die eigene Tasche wirtschaften und für einen Rentner haben sie noch nicht mal 50 Mark Erhöhung oder irgend etwas, ja, also solche Ungerechtigkeiten, da kann ich mit dem Staat, mit so einem Staat kann ich mich nicht identifizieren, können Sie ruhig aufschreiben. [lacht] Nee, ist wahr, tut mir leid, aber so ist es.

Hochstadt: Tut mir nicht leid, das versteh ich gut. Ich glaube, ich habe keine Fragen mehr.

Opitz: Bitte. [lacht]

ENDE DES INTERVIEWS

Rita Opitz ist 1932 in Rathenow geboren, wo ihr Vater, Berthold Metis, bei Kaufhaus Conitzer gearbeitet hat und sich als Kabarettist und Journalist betätigt hat. Ihr Vater wurde am 10. November 1938 verhaftet und nach Sachsenhausen gebracht. Sie und ihre Eltern sind im Dezember 1938 nach Shanghai gefahren.

In Shanghai hat Opitz die Kadoorie Schule besucht. Ihr Vater hat in der Gruppe mit Boris Sapiro Kabarett und Theater gemacht, und auch nach dem Krieg für die UNRRA gearbeitet. Im August 1947 kehrte die Familie Metis auf dem "Marine Lynx" nach Deutschland zurück, und wohnte und arbeitete seitdem in der DDR. Opitz und ihr Familie verbrachte 20 Jahre im Ausland, weil ihr Mann im auswärtigen Dienst der DDR tätig war. Sie lebt jetzt in Berlin.

Dieses Protokoll gehört dem Shanghai Jewish Community Oral History Project, unter der Leitung von Steve Hochstadt, Professor der modernen europäischen Geschichte bei Illinois College, Jacksonville, Illinois. Es wurde mit Hilfe von Bates College und Illinois College bereitgestellt.